R

Püschel sc.

Etwas
von
Ohngefähr
von dem
Verfasser
des
Nichts von Ohngefähr
Ersten Theils.

Erster Theil.

Mit Königl. Preußl. und Churfürstl. Sächßl. Freyheiten.

Frankfurt und Leipzig.

Auf Kosten guter Freunde.
1769.

R

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner
Hochfürstlichen Durchlaucht
dem ietztregierenden Fürsten und Herrn,
des H. R. R.

Fürsten von Waldeck,

Grafen zu Pyrmont und Rappoltstein,
Herrn zu Hohenegg und Geroldsegg
rc. rc.

Meinem
Gnädigsten Fürsten und Herrn,
unterthänigst gewidmet.

von
dem Verleger
* * *

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An die Leser.

Endlich erfülle ich das Versprechen, welches vor einigen Jahren bekannt gemacht wurde. Mit Vergnügen sah ich die wiederhohlten Auflagen des Nichts von Ohngefähr mit ihren Fortsetzungen. Ich darf es aber kaum sagen, daß der zweyte, dritte und vierte Theil, welche unter dem Titel des Nichts von Ohn-

gefähr erschienen sind, von andern Autoren herstammen, da sie sich schon in der Schreibart so merkbar von dem ersten Theil unterscheiden.

Immer erwartete ich, es würde sich auch eine fremde Feder an die Abhandlung des Etwas von Ohngefähr machen. Bis daher ist meine Erwartung nicht zur Erfüllung gekommen, und ich unterziehe mich deßwegen in folgenden Blättern das **Etwas von Ohngefähr** vorzutragen.

Einleitung.

Es würde eine bestrafenswürdige Verwegenheit seyn, wenn ich die Richtigkeit iener Grundsätze und bewiesenen Wahrheiten bestreiten und die Meinungen eines Spinoza, oder der Stoicker, oder der Türken dagegen setzen und verfechten wollte. Ich weiß, daß iede Wirkung ihre Ursache haben muß, die auf einem zureichenden Grunde beruhet. So wol das natürliche Vermögen, den Zusammenhang der Wahrheiten einzusehen, welches wir die Vernunft nennen, als auch die heilige Offen-

 barung

barung in den göttlichen Schriften, führt mich auf den grossen Gott, von welchem die Welt ihr Daseyn und die Fortdauer ihres Daseyns hat.

Gegen diese Wahrheiten einer gesunden Vernunft und des Christenthums habe ich in folgenden Abhandlungen die Feder nicht ergriffen. Ich verehre die grosse Güte Gottes, welche von ie her allen und ieden Geschöpfen so viele Vollkommenheiten mittheilt, als sie nur zu erlangen fähig sind. Ich bethe die höchste Weisheit dieses gütigen Gottes an, welche zu den besten Endzwecken allemal die besten Mittel erwehlt. Ich bewundere ferner das Vermögen seiner göttlichen Allwissenheit, nach welcher er alle mögliche und wirkliche Dinge zugleich und in der grösten Deutlichkeit erkennet. Ihm sind alle Gegenstände dieser gegenwärtigen Welt eben so vollkommen bekannt, als die allergeringste Veränderung, die sich auf Erden zuträgt. Unter der unzählbaren Menge von Creaturen ist ihm auch nicht der kleinste Wurm, den der Mensch mit blosen Augen nicht erblicken kan, im mindesten unbekannt. Wie könnte nun wol ein Mensch einen Gedanken fassen, ein Wort reden, einen Fus fortsetzen, seinen Zustand verändern, in ein Glück kommen, oder in ein Unglück gerathen, ohne daß es der unendliche Verstand Gottes nicht wissen sollte?

Verbinde ich mit diesen höchsten Vollkommenheiten meines Gottes die unendliche Neigung, die er zu allem Guten, und den heftigsten Abscheu, den er gegen alles Böse hat: so habe ich die wichtigsten Gründe, seinen allervollkommensten Willen und sein Vermögen anzubethen, nach welcher Allmacht er alles mögliche zur Wirklichkeit zu bringen im Stande ist.

Wenn ich aber im folgenden einen Versuch mache, **Etwas von Ohngefähr** zu schildern: so werde ich mich niemals erkühnen, diesen vorausgesetzten unleugbaren Grundsätzen zu widersprechen. Ich werde nur gegen falsche Meinungen, gegen Vorurtheile streiten, nach welchen man eine Scheinglückseeligkeit entweder für eine wahre angiebt, oder wo man einen Zufall zu entdecken glaubt, wobey weder ein gegründeter Endzweck, noch eine sichere Regel vorgesetzt gewesen.

Der Endzweck ist allemal dasienige, um welches willen ein verständiges Wesen wirket. Denn wer etwas ohne einen vorgesetzten Endzweck unternimmt, der thut etwas, das er eben so leicht hätte unterlassen können. Handelt man nur blindlings, ohne seine Handlungen nach gewissen Regeln einzurichten, und es glückt dennoch, so ist nichts gewöhnlicher, als daß man vorgiebt: **Es geschieht von Ohngefähr.**

Alsdann bildet man sich das **Ohngefähr** so ab, wie es iene Dichter des Alterthums vormahlten, nemlich blind auf einem Wagen sitzend, welchen blinde Pferde zogen. Die rechte Hand des Ohngefährs hielt einen Blitz wegen der angemaßten Gewalt, die linke trug ein Füllhorn, die Freyheit in Austheilung irrdischer Güther zu zeigen.

Handlungen, bey welchen ein vorausgesetzter Endzweck und eine richtige Regel der Ausführung fehlt, sind so blinde Handlungen, von welchen die hinreichende Ursache nicht angegeben werden kan.

Die Abweichungen von gründlichen Regeln und von dem eigentlichen Endzwecke sind so mancherley, daß ich eine sehr umständliche Ausführung machen müßte, wenn ich das **Etwas von Ohngefähr** in seinem gewöhnlichen Umfange darstellen wollte. Nicht etwa der gemeine Mann allein ist so leicht vom Ohngefähr zu verführen. Nein, in allen Ständen, in allen Beschäftigungen, in allen Nahrungsarten, in allen Stufen des Glücks, in dem Cabinet der Grossen, unter den Zelten der Sieger, in der Studierstube der Gelehrten, am Rechentisch der Einnehmer, im Comtoir der Handelsleute, am Putztisch der Schönen; allenthalben scheint das Ohngefähr sichtbar zu seyn. So gar unter

ter den Fingern und unter der Presse des Buchdruckers ist es geschäfftig.

Man frage nach der Absicht, man erkundige sich nach den Regeln. Es wird ein Widerspruch auf den andern folgen. Das blinde Ohngefähr wird sich so verrathen, wie es sich bey Lotterien am deutlichsten zeigt, wo es gegen den Endzweck der meisten mitspielenden handelt, und die höchsten Gewinnste fast insgemein in löcherichte Beutel giebt. Wo sind denn die Regeln, nach welchen sich erklären läßt, woher ein ungeachteter Büttner in London viele tausend Pfund Sterling gewinnet, und hingegen manche verlassene Witwe, mancher hungrige Mann mit einem Fehler abgewiesen wird? Alle hatten den ungewissen Endzweck zu gewinnen, und fast alle verließen den Ziehungsplatz mit Betrübniß. Nur etliche gewinnen, aber von Ohngefähr.

Die Erste Abhandlung.

Etwas von Ohngefähr

bey dem gemeinen Mann.

Ich habe mir einmal vorgesetzt, alle Rangordnung in diesen Blättern zu vergessen, es mag nun dies von Ohngefähr geschehen oder nicht. Von dem gemeinen Mann und Pöbel mache ich daher den Anfang, von ihm den Beweis eines Etwas von Ohngefähr herzunehmen. Von wem wird auch wol die Anbetung des Ohngefährs so hoch getrieben, als von dem gemeinen Mann? Wenigstens sind alle die, welche eine so unzwingbare Hochachtung für das Ohngefähr haben, einem dummen Bauer sehr ähnlich.

Wernfels sey hierin gewissermassen mein Vorgänger. In seiner gelehrten Streitschrift vom Aberglauben schildert er den Abergläubischen also: Der Allmanach ist sein Rathgeber, wenn er etwas unternehmen will. Den Schein der Sterne fürchtet er heftiger, als das Feuer, welches seines Nachbarn Haus verzehrt. Die Planeten werden gefragt, ehe er sich eine Ader

öfnen

öfnen läßt. Von ihm wird der Saame nach dem Stande des Monds in die Erde gestreut. Der Mond steht im Löwen oder im Widder, und sogleich müssen seine Haare abgeschoren werden, damit sie entweder wie Löwenhaare starren, oder wie Bockshörner krausen. Was zunehmen soll, fängt er in dem zunehmenden, und was abnehmen muß, in dem abnehmenden Mondenlicht an. Steht der Mond in dem Stier, so nimmt er keine Arzeney zu sich, damit ihn dieses wiederkauende Thier nicht zum Erbrechen zwinge. Er vermeidet die See, wenn Mars am Himmel zu sehen ist, aus Furcht, es möchte dieser kriegerische Gott ihm die Seeräuber über den Hals schicken. Die Bäume werden von ihm in dem Stier gesetzt, damit sie tiefer wurzeln. Wenn er vor dem Könige etwas anbringen will, so erwartet er das neue Mondenlicht, denn in diesem Schein soll es sich gar zu gut mit grossen Herren umgehen lassen.

Aus dem Kalender will also der gemeine Mann das Ohngefähr bestimmen und die Nothwendigkeit seiner sittlichen Handlungen erlernen. Diese sollen von der Lage, von der Wendung und von dem Einflusse des Gestirns abhangen, und die nichtsbedeutenden Bewegungen der zwölf himmlischen Zeichen sollen der Grund alles Glücks und Unglücks seyn. Daher nimmt er folgende astrologische Kalenderregeln vor unleugbar an:

„Einige Gestirne verkündigen in gewissen Wendungen gegen die Sonne ein Glück; Andere, oder der veränderte Stand derselben, prophezeyen ein Unglück.

„Die Planeten haben einen Einfluß in den Körper des Menschen. Sie bestimmen die Neigungen, die Temperamente und alle Handlungen; folglich muß man Glück und Unglück aus der Constellation erwarten.

„Ein Knabe oder ein Mädchen unter einem glücklichen Gestirn gebohren wird reich, verheyrathet sich wohl und lebt lang. Hingegen ein Mensch im Unstern gebohren, hat ein Unglück auf das andere, er arbeite auch dagegen, wie er nur wolle.„

Es ist wahr, die **Astronomie** hat vor allen Theilen der Weltweisheit darin etwas vorzügliches, daß sie viele zufällige Begebenheiten oder Erscheinungen des Gestirns mit Gewißheit angeben und die Minute auf hundert und mehrere Jahre zuvor untrüglich bestimmen kan. Sie übertrift den geübtesten Naturkündiger. Dieser wird nie lange vorher die Zeit sicher genug angeben können, wann ein Sturmwind, ein Erdbeben, eine Wasserflut, ein Hagelwetter entstehen möchte. Der Astronom weiß die Sonnen- und Mondfinsternisse besser zu berechnen. Alle Vermuthungen des Moralisten sind nicht so gründlich. Der erfahrenste Staats-

mann

mann kan den Erfolg seines gemachten Plans nicht so gewiß vorhersehen. Nur ihr, der Astronomie, ist es leicht, die merkwürdigen Veränderungen in dem Laufe des Thierkreises, der Planeten und des Gestirns, lange zuvor anzukündigen, ohne daß der mindeste Irrthum in dieser Bestimmung zu befürchten wäre. Ein Columbus hatte die Entdeckung des neuen Welttheils und sein Leben unter den aufgebrachten Indianern der Astronomie zu danken.

Die **Astrologie** ist von anderer Beschaffenheit. Ihre Lehre von den Adspecten enthält allein ein ganzes Buch vom **Etwas von Ohngefähr.** Besonders soll die grosse Zusammenkunft der Planeten den Menschen vieles gewaltiges Unglück prophezeyhen. **Partlicius von Spitzberg** führt in seiner Sternwarnung zur Erläuterung an: Gleichwie grosse mächtige Könge, Potentaten, Fürsten und Herren in dieser Welt langsam und nicht ehender eine Zusammenkunft anstellen, es sey denn, wenn sie sehr wichtige und nöthige Sachen mit einander zu berathschlagen, daran sehr viel gelegen: gleichergestalt geschieht auch am Firmament des Himmels, daß Gott, der Allmächtige, selten und langsam die Zusammenkunft der obersten Planeten geschehen läßt, und kommen solcher obersten Planeten grosse Coniunctiones in dem feurigen Trigono nicht eher zusammen, es sey

denn Gottes des Allmächtigen Zorn und alles Unglück vorhanden. **Derowegen soll man solche Himmelszeichen sehr fleißig betrachten und gewiß glauben**, daß grosse Veränderungen vor der Thür seyn, wenn Gott der Herr allerley Zeichen im Himmel, in der Luft und auf Erden geschehen läßt. *)

Dies ist der starke Beweis, der uns überzeugen soll, daß die grosse Zusammenkunft der Planeten verdächtig sey, und den Menschen allerley Unglück prophezeye. So hätten also die Planeten einen mächtigen Einfluß in die willkührlichen Handlungen der Menschen.

Dennoch kan dieser Einfluß nicht bewiesen werden, so weitläuftig auch ein Ranzov **) davon gehandelt hat. Denn Gott weißt uns nicht auf dergleichen Adspecten, sondern auf Mosen und die Propheten. Gesetzt, Adam hätte nicht gesündiget, die Gestirne würden demohngeachtet ihren Lauf also behalten haben. In

*) Simon Partlicius von Spitzberg, vtriusque Medicinae Doctor, mathemat. com. pal. caes. et poeta laureat. in der Sternwarnung von sehr grossen schrecklichen Veränderungen, so auf die grosse Zusammenkunft der beyden höchsten Planeten Saturni und Jovis ꝛc. Amsterd. 1631. 4.

**) Henr. Ranzouii, producis Cimbrici, tractatus astrologicus. Francofurti 1615.

In dem Jahre 1762. war am 22 Mart. die achte grosse Zusammenkunft des Saturns und Jupiters seit Erschaffung der Welt. Gottfried Bärenklau, ein Schulmeister und ordentlicher Verfasser des Kalenders für einige Fürstenthümer, sprach in seinem damaligen Prognostico weitläuftig und fürchterlich von dieser grossen Coniunction, und weissagte, zumal bey damaligen heftigen Kriegsfeuer, fürchterliche Zeiten. Und gesetzt, die damalige Constellation hätte zum Krieg etwas beytragen können, so war solcher noch lange nicht allgemein und die betrübten Folgen desselbigen waren noch weniger allgemein. Der Ueberwinder, und viele, die vom Kriegsgeschäfte leben, hatten ihre Vortheile. Die Lieferantjuden und ihr Anhang besonders. Und war gleich die damals entstandene Theuerung dem Armen ein Uebel: so hatte doch der Landmann, der Wucherer, der Jude, und mehrere einen beträchtlichen Nutzen.

Ueberhaupt, darf denn ein Gleichniß über die Aehnlichkeit ausgedehnt werden? Es ist wahr, die Zusammenkünfte grosser Herren haben allemal etwas besonderes zur Absicht. Nur die Beförderung ihrer beyderseitigen Zufriedenheit ist das Triebwerk ihrer hohen Zusammenkünfte. Sie binden sich an keinen bestimmten Planeten, und ihre hohen Besuche sind etwas zufälliges. Die Coniunction der Planeten muß

hinge-

hingegen nach einer vorgeschriebenen Ordnung bis zum Untergange der Welt erfolgen. Alle neunzehn Jahre und 315 Tage hält Saturn und Jupiter in iedem himmlischen Zeichen eine kleine Zusammenkunft. Die grössere Coniunction dieser beyden Planeten erfolgt langsamer. Die größte Coniunction geschieht noch seltener. Aber der Astronom weiß sie achthundert Jahre vorher anzukündigen. Welcher Astrolog kan so gewiß bestimmen, daß in achthundert Jahren, oder daß in zehn Jahren, daß im künftigen Jahre, auf den oder ienen Tag, in der Minute, dieser und iener König eine Zusammenkunft haben werde, die lauter Unglück nach sich ziehen müßte?

Bey dem Feldbau und Gartenwesen ist der gemeine Mann, und auch oft der vornehme Pöbel, dergestalt auf die Planeten und himmlischen Zeichen erpicht, daß sie solche bey der Aussaat und Verpflanzung genau beobachten. Die Thorheit ist so hoch gestiegen, daß man zur Ehre des Ohngefährs vorgiebt, niemals werde die Aussaat zum gedeyhlichen Wachsthum gelangen, sondern beständig kränkeln, und endlich ohne Blüthe und Frucht zu Grunde gehen, wenn man unachtsam auf den Mond und auf die übrigen Planeten wäre. Sie sagen, wenn der Mond die irrdischen Zeichen durchlauft, so müsse man Gemüse verpflanzen,

die unter sich gehen; Gewächse, die über sich wachsen, sind in dem Lüftigen zu säen und zu pflanzen; In dem Feurigen dürfen nur niedrige und feuchte Orte besetzt werden; In dem wässerichten Zeichen aber sey nicht das allergeringste vorzunehmen.

Besonders haben einige astrologische Liebhaber das volle Mondenlicht zum Abgott gemacht, welchem sie eine übertriebene Verehrung widmen. Sie geben zur Bestätigung ihres Irrthums vor, daß ein Baum, welcher im abnehmenden Monde verpflanzet, und im zunehmenden Monde gepfropfet worden, unten am Stamme schwächer, das Propfreiß aber dicker würde. Sie sagen ferner, das Holz habe im zunehmenden und vollen Monde mehr Feuchtigkeit, und wenn es alsdenn gehauen würde, so werde es eher wurmstichig, als wenn der Hieb im abnehmenden Zeichen geschehen wäre. Zur Vergrösserung ihres Beweises bringen sie bey, daß Krebse, Schnecken und dergleichen bey vollem Monde mehr angefüllt wären, als nachher.

Sollte es wol schwer fallen, das **Etwas von Ohngefähr** bey diesen Vorgebungen und eingewurzelten Vorurtheilen zu zeigen?

Eine gleiche Ursache bringt gleiche Wirkungen hervor. Sollte dieser richtige Satz nicht mehr in seiner Gültigkeit seyn, wenn die Astro-

logen

logen und ihre verführte Anbether nach der Lage und nach dem Stand der Gestirne die Glücks- und Unglücksfälle bestimmen wollten? Müßten nicht alle Menschen, welche an einem Tage und unter der nemlichen Situation des Gestirns gebohren worden, einerley Glück oder einerley Unglück zu gewarten haben? Dies streitet aber offenbar gegen die Erfahrung. Nicht einmal Zwillinge steigen zu gleichem Glücke hinan. Einer gelangt vielleicht zur höchsten Stufe der Ehre, da der andere, ohnerachtet er wenige Minuten nach ihm, und unter der nemlichen Constellation gebohren worden, dennoch im Niedern bleibt, in Dürftigkeit lebt, und armselig stirbt.

Eben so unbiegsam ist diese Regel, wenn ich selbige auf die gleichförmigen Temperamente und Neigungen aller derer ausdehnen will, welche an einem Tage zur Welt gebohren wurden. So wie der größte Liebling der Tugend und der größte Bösewicht von einer Mutter kan gebohren werden: eben so verschieden ist der Ausbruch ihrer Leidenschaften, der Astrologie zum Troz.

Vielmehr werden die freyen Handlungen von der Seele bestimmt, und diese entdeckt in ihren Neigungen, wie sie geartet ist. Es mag sich nun der Mensch bey der freyen Wahl seiner Handlungen glücklich oder unglücklich machen:

chen: so hat er sein Wohl oder sein Wehe niemals dem Ohngefähr der Gestirne, sondern der Denkungsart seiner eigenen Seele zuzuschreiben.

Endlich, ist denn der Mensch nicht mit einer Freyheit versehen? Sollte wol dieses freye Geschöpf eben so unter dem Triebwerk und Zwange der Planeten stehen, als die Unruhe der Uhr von der Feder oder dem Gewichte gezwungen wird, sich zu bewegen?

Macht gleich die Sonne die Abwechselung der Zeit; bestimmt sie gleich den Wechsel des Winters mit dem Frühling, Sommer und Herbste; giebt sie gleich allen Gewächsen das Wachsthum: so kan wol daraus nicht folgen, daß die Planeten und himmlische Zeichen eben diese Wirkung haben. Ist es nicht das eigene Licht und das innere Feuer, wodurch die Sonne ihre Wirkungen entdeckt? Haben aber nicht alle Planeten ihr schwaches Licht von der Sonne? Kan man ihnen auch einige Erwärmung beymessen?

Der **Mond** ist ein dunkler Körper, und unvermögend auch nur einen Keim hervorzubringen, noch weniger der Blume eine Verschönerung und Vervielfältigung zu geben. Sollte daher der Mond iene Veränderungen hervorbringen können, die der Pöbel ihm zuschreibt? Er hat keinen Einfluß bey der Pfropfarbeit. Es kommt auf den Stamm an, ob

er

er von langsamern Wuchs ist, als das Pfropfreiß. Der Kern eines Porsdorferapfels wird allezeit einen langsam wachsenden Stamm erzeugen. Der Kern eines wilden Apfels wird schneller im Wachsthum seyn. Bey Fällung des Holzes ist die Beobachtung des Mondes auch umsonst. In Wintermonaten, wo der wenigste Saft zugegen ist, kan der Baum auf ieden Tag gehauen werden, und der Wurm wird den Stamm nicht leicht beschädigen. Es ist ein leeres **Etwas von Ohngefähr**, wenn der gemeine Mann seine Aussaaten nach dem Monde verrichtet. Das weiß ich hingegen aus eigener oftmaliger Erfahrung, daß die Sonne, gute Erde, warme Regen und fleißige Wartung dem Gartenliebhaber wahrhaftig zu statten kommen.

So weit war vormals der Aberglaube eingerissen, daß man ieder Aussaat, ieder Pflanze einen besondern Schutzgott unter den **Planeten** anwies. Jupiter, Saturnus, Mars, Mercurius, auch Venus hatten ihre besonders vertheilte Regentschaft über das Blumenreich. Aber wie viele bauen die schönsten Blumen, ohnerachtet sie ganz unachtsam sind, solche ihren Huldgöttern unter den Planeten zu empfehlen?

Wie kan auch wol einer der Planeten etwas zur Verschönerung der Blumenbeete oder des Glückes beytragen? Ich weiß, daß die

gött-

göttliche Weisheit bey Erschaffung der Welt die Bestimmung gemacht hat, daß sich alle Gestirne immer nach einer Ordnung bewegen müssen. Die regelmäßige Wiederholung ihres Laufes ist gewiß. Der Flor meiner Blumen und meines Glückes ist abwechselnd. Die schönen Kinder der Flora richten sich nach der Sonne, nach dem Regen, nach den Winden, nach der Erde, nach meinem Fleiß, und ich weiß nicht, nach was allem sie sich richten. Nur nicht nach den Gestirnen.

Die zwölf **himmlische Zeichen** gehören auch mit zum **Etwas von Ohngefähr**, vor dem der Pöbel abgöttisch niederkniet, ohnerachtet ihr Ursprung und ihre Benennung blos in dem Willkühr der Menschen gegründet ist. Sie hätten eben so leicht andere Namen erhalten können, als sie wirklich führen. Denn die Egyptier sollen es gewesen seyn, welche den zwölf himmlischen Zeichen die Benennungen von zwölf Thieren beygelegt haben. Man weiß, daß diese Völker grosse Lieblinge symbolischer Vorstellungen waren. Ihre Schreibart durch Figuren bezeugt dies.

Ich entsinne mich nicht mehr, wo ich es gelesen habe, wie die vier Hauptabtheilungen des Jahrs unter zwölferley Zeichen nach der gemachten Entdeckung geschehen sind. Genug, um den **Frühling** lebhaft vorzustellen, wähl-

ten sie, für die drey Frühlingsmonate, die Namen solcher Thiere, die an dem alsdann hervorkeimenden Gras ihre Sättigung fanden, nemlich den Widder, oder das Schaf; hernach den Stier und die Jungen der Ziege, die insgemein zwiefach als Zwillinge geworfen werden.

Die Abbildung des **Sommers** hatte folgende Zeichen. Erstlich den Krebs. Dieser pflegt rückwärts zu gehen, so wie die Sonne nach dem längsten Tage sich dem Pol nicht höher nähert, sondern gleichsam ihren zurückeilenden Lauf antritt; zweytens, den Löwen, das stärkste unter den Thieren, indem die Hitze der Sonne unter diesem Zeichen die heftigste ist; drittens, die Jungfrau unter der Gestalt eines ämsigen Mädchens, mit der Aehre oder Sichel in der Hand, die eintretende Ernde bekannt zu machen.

Dann werden Tag und Nacht wieder gleich. Diese Abwägung sollte die Waage bezeichnen. Die im **Herbst** insgemein entstehenden Krankheiten konnte der Scorpion ausdrücken, an dessen Schwanze ein Stachel und ein Vorrath von Gift befindlich ist. Hiernächst drückt der Schütze oder ein Centaurus die im Herbst gewöhnlichen Jagden ab.

Die letzte Hauptabtheilung des Jahrs hatte ihr Absehen auf den eintretenden **Winter**. Der Steinbock sollte die Aehnlichkeit einer

gleich-

gleichsam höher steigenden Sonne angeben, weil dies Thier auf die höchsten Gipfel der Berge klettert. Der Wassermann mochte die einbrechende nasse Witterung, die Nebel, die Reifen und den Schnee des Winters verkündigen. Die zween Fische, welche ein Band vereiniget, sind endlich ein Merkmaal, daß die Zeugung der Fische am Ende des Winters angehe.

Ich habe diese Erläuterung etwas umständlich anführen wollen, den darauf gegründeten Beweis eines Ohngefährs deutlich zu machen.

Der **Kalender**, wie er noch in vielen Landen eingerichtet ist, bleibt das bezaubernde Buch, das den gemeinen Mann zum Vertrauen auf das Ohngefähr verleitet. Er würde lieber einen Tag das Brod im Hause vermissen, als den Kalender, den er gemeiniglich höher, als die heilige Schrift zu schätzen pflegt. Nach der noch beliebten Einrichtung einiger Staaten enthält der Kalender das ganze Geheimniß von der Bestimmung der Planeten, der himmlischen Zeichen, der unglücklichen und der gar unglücklichen Tage. In einem Aderlaßtäfelein für den gemeinen Mann, wie es genennt wird, bestimmt er genau, wann auserwählt, mittelmäßig oder bös Aderlassen sey. Er entdeckt, wann gut Purgiren, gut Schröpfen und Baaden, gut Kinder wöhnen, gut Haar abschneiden, gut säen und pflanzen sey. Wel-

ches Buch handelt vom **Etwas von Ohngefähr** deutlicher und allgemeiner, als der Kalender? Und wer ist denn der Verfasser der Kalender von der Art? Etwa die verehrungswürdigsten Kenner der höhern Sphäre? Leider, nicht allemal. Ich kenne einen Dorfschulmeister, welcher etlichen Fürstenthümern diese ungeprüften Gesetze vorschreibt und bey müßigen Stunden und zur Ergänzung der leeren Lücken dem Buchdrucker die Mühe vergrössert, statt der Quadraten, etwas zur Einschaltung vorzuschreiben. Der Pöbel, der insgemein glaubt, eine Nachricht, die gedruckt ist, sey wahr, hält daher die ungewissesten Muthmassungen für Wahrheiten.

Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde daher auf dem Reichstage zu Regensburg zur Verbesserung des Kalenders angegeben: Man möchte alle mögliche Mühe anwenden, daß der bisher eingerissene astrologische Aberglaube aus den Kalendern ausgerottet würde, und Herr D. **Zimmermann** hat eben die Ausrottung dieses Vorurtheils zur Absicht, wenn er schreibt: „Ein abergläubischer Mensch unternimmt nichts, ohne vorher den Kalender um Rath zu fragen. Hat er einen Seitenstich, so stürzt er sich lieber in Gefahr des Todes, als daß er sich an einem Tage die Ader öfnen ließe, an welchem diesen Sternpossen zu folge nicht

gut

gut Aderlassen ist. Er glaubt, alles steige aufwärts, wenn der Mond im Aufnehmen ist; drum schluckt er um diese Zeit keine Purganz, aus Furcht, sie werde ein Brechmittel. Er glaubt alles werde voll, wenn der Mond voll ist; drum trinkt er in dieser Zeit bey der äussersten Mattigkeit keinen Wein. Er glaubt, alles eile niederwärts, wenn der Mond abnimmt; drum hofft er, iedes Mittel und iede Speise werde ihn in dieser Zeit purgiren. Er mag so krank seyn, als er immer will, so nimmt er kein Mittel, von was für Art es immer sey, wenn der Mond im Stier ist, aus Furcht, dieses wiederkauende Thier jage sein Mittel aus dem Magen in den Mund. Er schluckt, wenn alle Zeichen gut sind, eine ungerade Anzahl von Pillen, aber niemals eine gerade.„

Allerdings wäre bey Abfassung der Kalender das nöthige von dem unnöthigen wohl zu unterscheiden. **Nöthig** und einem Kalender wesentlich ist, daß die Feste und die vornehmsten Himmelserscheinungen bestimmt und bekannt gemacht werden. Nöthig ists, die Abwechselungen des Mondes und der Jahrszeiten zu wissen. Dem Landmann muß der Auf- und Untergang des Monds entdeckt werden, damit er sich in schwülen Sommertagen hauptsächlich des hellen Mondes zur Erleichterung seiner mannichfaltigen Verrichtungen bedienen, und bey

vorsehenden Reisen darnach einrichten könne. Nöthig ist eine richtige Anzeige der vier Jahrszeiten, welche Kenntniß iedem Wirthschafter unentbehrlich ist.

Unnöthig und überflüßig ist hingegen ein Kalender, Prophezeyhungen von Wetterveränderungen, von Säen, Pflanzen, Aderlassen, Schröpfen, Purgiren, Kinder entwöhnen, Haar abschneiden, Holz fällen ꝛc. **Unnöthig** ist ferner die Anzeige der Adspecten, der Zusammenfügung des gesechsten Scheins, des gevierten Scheins, des Gegenscheins, des Triangelscheins, des Drachenhaupts, des Drachenschwanzes ꝛc. **Unnöthig** ist die zigeunermäßige Wahrsagerey von Fruchtbarkeit des Jahrs, von Krieg und Frieden. **Unnöthig** ist die Ausfüllung leerer Plätze, wo Regen, Schnee, Donner, Hagel ꝛc. angegeben wird. Ganz unnöthig ist das Prognosticon: Ein Knäblein in diesem Monat gebohren, kriegt Verstand ꝛc. Ein Mägdlein in diesem Monat gebohren, wird verliebt ꝛc.

Alle dies unnöthige wäre im Kalender wegzulassen, und wenn er nicht fernerhin ein Inbegriff vom **Etwas von Ohngefähr** und blos ein leeres betrügliches Tagebuch seyn sollte: so könnte er ein Sittenbuch werden. Jeder Bauer pflegt sich doch diesen unentbehrlichen Hausrath anzuschaffen, und wie brauchbar würde

würde es für ihn seyn, wenn kurze und sichere Abhandlungen von Verbesserung des Ackerbaues, der Gärten, der Wiesen, der Holzungen, der Bienen, der Viehzucht darinn vorgetragen würden? Ferner, wenn die fremden und immer in Zeitungen vorkommenden Wörter darinn eine Erläuterung erhielten, oder die vornehmsten Begebenheiten in dem Kalender kurz und deutlich erzählt würden.

Um nicht nur dem gemeinen Mann, sondern auch dem mehr wissenden Mann in diesem Tagebuche nützlich zu seyn, könnte die Einschaltung der Länge und Breite der berühmtesten Orte, oder Abhandlungen aus dem Reiche der Natur und der Sitten einen guten Platz finden. Auch die Schönen könnten hier eine Gelegenheit zur Sättigung ihrer Wißbegierde antreffen. Kleine Geschichten, kurze Charaktere, oder feine Satyren würden sie hier wohlfeil in die Hände bekommen und lesen. Wie würde Chloris lachen, wenn sie ihren Geburtsmonat aufschlüg und folgendes zu lesen bekäm: „Eine Tochter vornehmer Eltern bekommt nicht allemal den vornehmen Mann, den sie erwartet.„ Oder: „Ein Mädchen, das ihre Eitelkeit darinn zu sättigen sucht, wenn sie sich selbst schmeichelt, zehn Freyer abgewiesen zu haben, erwartet oft den eilften vergeblich.

Freylich würde das **Etwas von Ohngefähr** bey dem gemeinen und vornehmen Pöbel einen heftigen Stoß bekommen, wenn die Maaßregeln, zur Abänderung des bisher gewöhnlichen Kalenders allgemein genommen würden. Dennoch sind etliche Provinzen bereits im Besitz der Ablegung des Kalenderischen Aberglaubens, und ich habe wohl mit gutem Grunde zu vermuthen, daß der diesmalige Gothaische Hofkalender zum Nutzen und Vergnügen mehrere Nachahmungen finden werde. Die Abhandlungen sind kurz und allerliebst, nur der Preiß -- die Kalender der preißwürdigsten Akademie der Wissenschaften zu Berlin sind in vielen Stücken würdige Originale, nach welchen sich die übrigen bilden könnten.

So lange nicht ieder Landesherr besorgt ist, durch die gewöhnlichen Kalender das wie das Unkraut sich fortpflanzende **Etwas von Ohngefähr** auszurotten: so lange ist es dem Kalenderschreiber und Verleger zu verzeihen, daß er in der Dummheit des Pöbels seinen Vortheil sucht, so ungewiß und widersprechend auch die alten Kalenderregeln sind. Ja, es ist ganz zum Lachen, wie uneins die Verehrer der Adspecten und des Mondes sind.

Ein Kalender schreibt: Man soll z. E. den Blumenkohl im wässerichten Zeichen und abnehmenden Lichte säen;

Allein

Allein so schreibt der andere nicht,

Ein anderer schreibt: der Blumenkohl müsse im erdigten Zeichen, iedoch bey abnehmenden Lichte gesäet werden.

Allein so schreibt der dritte nicht,

Der dritte schreibt: säet den Blumenkohl im Wachsen des Monds und im lüftigen Zeichen. Um **Etwas von Ohngefähr** zu thun: so säe ich den Blumenkohl in ein Mistbeet, das nicht zu hitzig ist, frage nichts nach dem wässerichten, erdigten oder lüftigen Zeichen, nichts nach dem Zunehmen oder Abnehmen des Monds, und esse früh genug veste Köpfe mit der thätigsten Ueberzeugung, daß der Kalenderschreiber über meinen Blumenkohl nichts zu gebiethen habe.

Bey meinen Blumensaaten habe ich längst die Erfahrung gemacht: weder bey Nelken, noch Levcoyen, noch andern Blumenarten kan der Vollmond die Verschönerung oder Vervielfältigung hervorbringen. Ich habe einmal, wie das andere, eine ähnliche Vermischung einfacher und gefüllter Blumen, und das vormalige grosse Geheimniß, in dem Zeichen des Löwen zu säen, hat bey mir allen Glauben längst verlohren.

Eben so pflege ich bey der Aussaat auf die Felder mich, nebst dem Seegen vom Höchsten,

mehr um sanfte Witterung, um gute fette bearbeitete Erde, um reinen, reifen, vollkommenen Saamen, und um eine gleichförmige Ausstreuung desselben zu bekümmern, ohne erst in den Kalender nach den Zeichen zu blicken, und die Ernde fällt wohl aus. Mein Nachbar trägt den Kalender, wie seine Taschenuhr, immer bey sich; er nimmt ihn auf dem Felde nochmals in scharfe Prüfung, nicht anders, als wenn der Bauer Ader lassen will, und erst zehnmal das Aderlaßtäfelein durchbuchstabirt. Dennoch geräth dessen Ernde, dem besten Zeichen zum Troz, sehr schlecht. Sein Saame ist unrein, unreif, unvollkommen, seine Felder sind schlecht gedüngt, elend geackert, und unbehutsam geegt.

Dennoch herrscht das **Etwas von Ohngefähr**, so wie ich es aufzuklären gesucht habe, bey dem gemeinen Mann noch immer. Fast alle seine Unternehmungen in Feldern, Wiesen, Wäldern und Gärten, auch so gar in seinem Hauswesen und an seinem Körper verlassen den Götzen noch nicht. Er wird noch immer die Eyer, welche die Hüner am grünen Donnerstage legen, sorgfältig bemerken und solche Bruten daraus erwarten, die jährlich ihre Farbe verändern, ob ihm gleich mit iedem Jahre sein Versuch mißlingt. Er will noch ferner den Hafer die dreyzehnde Woche nach Weynachten im alten Monde säen, wenn gleich

die Erde zuweilen noch starr gefrohren ist, und dennoch länger vergeblich glauben, daß er kräftiger werde. Er will fernerhin seine Pflanzen, Sallat, Lauch, Zwiebeln, Pastinat, Kraut rc. zu Ausgang des Merzen im Vollmond säen. Seine Gerste, Lein, Sommerweizen und Sommerkorn soll immerfort zu Ende des Aprils im Neumond oder ersten Viertel bestellt werden. Gelbe Rüben will er nicht anders, als im April nach dem Vollmonde säen. Alle seine Erbsen, Linsen, Wicken und Bohnen will er nicht anders, als im alten Monde der Erde anvertrauen, denn er glaubt es einmal, wenn sie im Vollmonde gesäet werden, so blühen sie immer und wuchern nicht.

So vortreflich auch ein Tissot den Aberglauben an das **Etwas von Ohngefähr** in Absicht auf den Mond geschildert hat: so wenig will der Pöbel von seiner Meinung abgehen. Ja, verlacht wird Tissot, wenn er schreibt: „das gemeine Volk fürchtet sich Arzeneyen einzunehmen, so lange die Hundstage währen. Wenn diese Furcht sich auf die ausserordentliche Hitze gründete, so wäre sie der Nachsicht würdig: allein, es geschiehet aus einem astrologischen Vorurtheil, welches heut zu Tage um so viel lächerlicher ist, da die wahren Hundstage 36 Tage von denen, welche diesen Namen tragen, entfernet sind. Und es ist betrübt, daß in einem so erleuchteten Weltalter die Unwissenheit

des gemeinen Volks in dieser Absicht annoch so grob ist, daß es sich einbilden kan, die Wirkung der Mittel hange von dem Zeichen, in welchem sich die Sonne befindet, oder von den Quartieren des Mondes ab. Indessen ist dies Vorurtheil so tief eingewurzelt, daß man auf dem Lande nur gar zu oft Leute sterben sieht, welche auf das Zeichen oder ein günstig Quartier warten, einem Mittel die Kräfte zu geben, welches 5 oder 6 andere Tage früher nothwendig wäre. Andremal gebraucht man das Mittel, für welches der Tag gut ist, und nicht das Mittel, welches für die Krankheit gut wäre. Auf diese Weise entscheidet ein unwissender Kalendermacher über das Leben der Menschen, und schneidet ungestraft den Faden ab.

Um kurz alles zusammen zu fassen, worauf das **Etwas von Ohngefähr bey dem gemeinen Mann** ankommt, so ist der Kalender und die darinn vorkommende Sterndeuterey der Götze, den er verehrt. Sind aber nicht alle Kalenderwahrheiten ein Ueberbleibsel des Heidenthums von iener göttlichen Verehrung, die man den Gestirnen widmete. Ovid hat bereits solche Kalenderprognostica entworfen. Aber würde nicht alle moralische Freyheit aufhören; würde man nicht ein bestimmtes Schicksal einführen und vertheidigen, dem niemand entgehen könnte, wofern man dem Kalender so aberglaubisch nachgehen wollte?

Die

Die Gartenkunst und der Blumenbau sind gewiß in unsern Tagen sehr hoch gestiegen. Jeglichem vernünftigen Gartenfreund wird die Erfahrung den Ungrund von dem Einfluß des Mondes in die Gewächse gezeigt haben. Unter allen Adspecten, im ersten und letzten Viertel des Monds, läßt sichs pflanzen; aber es geräth nichts von Ohngefähr. Durch die Güte des Saamens, durch eine gute Lage und Zurichtung des Erdreichs, durch eine fruchtbare Abwechselung der Kälte und Wärme der Luft, durch eine genaue Geschäftigkeit des Gartenliebhabers; durch dieses alles wird das **Etwas von Ohngefähr** in Gärten ganz entkräftet.

Vielleicht ist der Zeitpunct nahe, wo der Kalenderische Aberglaube durch die Verbesserung des Kalenders allgemein vertilgt wird. Gotha hat fast den Anfang dazu gemacht; Bückeburg folgte nach, und nun ist auch in dem Churfürstenthum Braunschweig-Lüneburg auf das Jahr 1768 ein Arzeneykalender herausgekommen, welcher Beyfall findet. Der Mannheimer ökonomische Kalender verdient besonders, andern Ländern als ein Muster zur Nachahmung angepriesen zu werden.

Die

Die Zwote Abhandlung.

Kritici von Ohngefähr.

Werde ein Kriticus, mein Sohn! diese Antwort gab ein gutherziger Vater seinem Sohne, welcher sich zwar der Gottesgelahrheit einige Jahre gewidmet, aber den Fehler hatte, daß er nicht eine Predigt selbst abfassen, noch weniger eine mühsam zusammengeschriebene Rede, ohne öfteres Hängenbleiben, vortragen konnte. Der Sohn klagte diese übeln Vorbedeutungen dem Vater, drohete ein Soldat zu werden, und erhielt zu seiner Beruhigung obige Antwort: Werde ein Kriticus, mein Sohn! Ein Vorschlag, recht **von Ohngefähr.**

Sonst pflegt gemeiniglich ein Schulmann aus einem solchen unglücklichen Kandidaten des Predigtamts gemacht zu werden. Dieser soll ein Kriticus werden. Der Herr Vater sprichts: Berufs genug. Hatte er denn die vorzügliche Gelehrsamkeit, die bey dem Geschäfte der Kritik

tik unentbehrlich ist? die durchdringende Schärfe des Verstandes, die Gabe der Aufrichtigkeit, ein gesetztes Gemüth? Er hatte den desperaten Entschluß, als Soldat zu dienen. Herrliche Ahndung eines guten Kritikers!

Ein Mann, der andern Gelehrten das Fehlerhafte ihrer Schriften zeigen will, hat wol hauptsächlich nöthig, erst seine eigenen Fähigkeiten, seine Stärke so gut, als seine Schwäche, auf der richtigsten Waage abzuwiegen, ehe er sich zum Dictator aufwerfen kan. Nicht der Vorsatz, alles zu tadeln, wie einige neue Journalisten zum Endzweck haben, noch ein flüchtiger Witz zu einigen spitzigen Einfällen, sind hinlänglich. Eine von eigenem Nachdenken leere Seele wird bald in pedantischen Uebermuth, in Eigensinn, in Verleumdungen fallen, und die Bosheit wird das bischen Mutterwitz leicht mißbrauchen. Young denkt hierüber ausnehmend. „Richtigen Verstand trift man selten an, aber Witz überall. Was dient wol nicht, ihn hervorzubringen? Der Zorn, die Bosheit, der Wein, und fast immer die Thorheit.

Der Witz ist sehr nützlich, wenn er das Hülfsmittel einer weisen Beurtheilungskraft ist; höchstschädlich, wenn er ihre Stelle vertritt. Die Urtheilskraft ist der Helm, welcher beschützt: der Witz aber ist der Federbusch, wel-

cher uns der Gefahr desto mehr aussetzt. Der Witz ohne Beurtheilung ist ein Steuermann, der alle Segeln ausspannt, um an eine Klippe zu stossen. Die Urtheilskraft ist ein Diamant, der, von dem Witze geschnitten, mit desto grösserem Glanze blitzt, und welcher auch unbearbeitet ein kostbarer Stein ist; und der Witz ist ein Juwelenhändler, der falsche Edelsteine bearbeitet, wenn ihm Diamanten fehlen, und sie den Unwissenden für ächte verkauft.

Würden die Scaliger, die **Gronove**, Salmasius, **Voßius**, Männer, die mehr als Mutterwitz hatten, würden diese so viel bitteres von andern Philologen haben sagen können, wenn sie ihren Verstand bey Niederschreibung ihrer Urtheile weniger verleugnet hätten. Ihr Hochmuth blähete sie dergestalt auf, daß sie sich zu Befehlshabern über alle Humanisten und zu Erbstatthaltern der Schulgelahrheit aufwarfen, deren Befehle so hart und unabänderlich, als die Sprache der Inquisition, seyn sollten.

Die beyden Scaliger hatten es in Sprachen und Wissenschaften sehr weit gebracht; im Schimpfen noch weiter. In den Schulwissenschaften haben sie gleich starke Männer gefunden; in Ausdrücken ihrer Bosheit gegen die meisten Gelehrten ihrer Zeit sind diese Veroneser unnachahmbar geblieben. Ein gelinder

und

und wahrhaftig gelehrter **Erasmus** hat ihren Gift in voller Stärke erhalten, und wäre er der ärgste Bösewicht gewesen; härter hätte er nicht können gemißhandelt werden. Welche vermaledeyte Worte des **Scaligers:** Erasmus romani nominis vomica; eloquentiae scopulus; latinae puritatis contaminator; eloquentiae euersor; literarum carnifex; omnium ordinum labes; omnium studiorum macula; omnium aetatum venenum; mendaciorum parens; furoris alumnus; Erasmus furia, cuius scriptis incolumibus respublica siue Christiana siue literaria stare non potest; Erasmus coenum, Busiris, vipera generis humani, monstrum, cuius morsus pestilentissimi etc. Ist hierinn das ungestüme Wesen der Seele, oder die unüberlegt getroffene Wahl unter Schimpfwörtern vorzüglicher?

Der alte Scaliger, der diese unverschämte Sprache gegen einen Erasmus führt, hatte nicht nöthig, seinen Sohn, den jüngern Scaliger, erst zu ermuntern: Werde ein Kriticus, mein Sohn! und fahre im Schimpfen fort, wann ich nach meinem Tode nicht ferner schimpfen kan, wie ein **Hamilkar** seinen Sohn den **Hannibal,** nach der schönen Beschreibung des **Silius Italicus,** mit einem Eide zu ewiger Fortsetzung des Hasses gegen die Römer verbindlich machte. Der Sohn hatte schon so viel von der beißigen Gemüthsart des Vaters geer-

bet, daß er den alten Scaliger in Schimpfwörtern noch zu übertreffen suchte und ins Unflätige verfiel, wenn er einen seiner Gegner lutum stercore maculatum, und einen andern stercus diaboli in gedruckten Aufsätzen zu nennen sich erfrechte, auch als ein so beständiger Kriticus starb, daß er noch in den letzten Augenblicken seines Lebens alle Kräfte zusammenfaßte und dies Glaubensbekänntniß mit aller Freymüthigkeit ablegte: „das wolle er nur „noch sagen, daß er von der Schreibart des „**Lipsius** nichts hielte, weil sein Stilus zu „kurz wäre „ -- Und nach diesen Worten verstarb.

Warum suchten denn diese grosse Humanisten nur in solchen Ausschweifungen eine besondere Art der Kritik, eine besondere Ehre? Von Ohngefähr mußte ihnen diese unangenehme Lehrart vorzüglich geschienen haben, da **Julius Cäsar Scaliger** eine Menge von Sprachen bey seinem glücklichen Gedächtnisse inne hatte, in einigen Hauptwissenschaften wahrhaftig seinen Meister suchte, selbst ein Feind aller Lügner und ein Muster der Gutthätigkeit gegen Arme und Kranke war. Desto unbarmherziger verhielt er sich gegen die Gelehrten seiner Zeit. Womit hatte ihn **Erasmus** beleidiget, daß er so heftig gegen ihn schrieb? Etwa damit, weil Erasmus den abergläubischen Nachahmern des Cicero den Text

gelesen hatte? Und welches waren die Versündigungen des unschuldigen **Hieron. Cardanus** gegen ihn? Ich weiß das **Nichts von Ohngefähr** hier nicht zu finden. Ha! itzt habe ichs gefunden, und wie freue ich mich über diese Entdeckung. Mein Entzücken ist der Wollust gleich, die ein Mathematiker empfindet, wenn er sich schmeichelt, die Quadratur des Zirkels endlich ertappt zu haben.

Hört, Zeiten, hört

die Beweise, womit ich darthue, daß Jul. Cäs. Scaliger **nicht von Ohngefähr** ein unbilliger und bösartiger Criticus gewesen sey.

Der erste Grund liegt in der Lebensart seiner jüngern Jahre. Er liebte die Spöttereien gegen andere, weil er schon in seinem zwölften Jahre ein Page bey dem Kaiser Maximilian wurde und ihm siebenzehn Jahre diente. Zeit genug, das Feine des Hoflebens kennen zu lernen und über andere voll Eigenliebe zu triumphiren.

Zweyter Grund. Er war nicht ewiger Page. Er bewies seine Tapferkeit in verschiedenen Feldzügen, und verfiel auf die Thorheit, sein vermeintes Fürstenthum **Verona**, auf das er nie einiges Recht hatte, mit dem Degen in der Faust wieder zu erlangen. Sein Project war voll Witzes. Pabst wollte er werden, um dadurch in Umstände zu kommen,

gegen die Venetianer zu kriegen und von ihnen Verona wieder siegend davon zu tragen. Man darf nicht glauben, daß dieser Absprung in der Kunst, gründliche Schlüsse zu machen, unbesonnen gewesen wäre. Erst ein Franciscaner, dann Cardinal, endlich Pabst; dies war die wohl ausgesonnene Stufe zum eingebildeten Fürstenthron. Scaliger blieb an der untersten Staffel bedachtsam stehen, fieng an die Franciscaner zu hassen, vergaß Cardinal, Pabst und Fürst von Verona zu werden, und suchte, statt der Erbstatthalterschaft zu Rom, einen ähnlich wichtigen Posten im Reiche der Gelahrheit mit eben der militärischen Hitze zu behaupten, die er auf die vorseyende Belagerung von Verona bis zu seinem 47 Jahre gesammlet hatte. Ueberdrüßig der Franciscanergedanken, wurde er auf einige Zeit wieder ein Soldat, übte dies Handwerk mit gutem Ruhme und glaubte eben so leicht über die vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit zu siegen als er über zaghafte Venetianer zu triumphiren willens hatte.

Noch ein Grund. Seine Leibesstärke war ausserordentlich. Auch noch in seinem 62 Jahre konnte er eine Last fortragen, welche kaum vier Kerls von der Stelle zu schaffen wußten. Und solche Goliaths wollen freylich einem schwächer scheinenden und glimpflichern Israel Hohn sprechen.

Sein

Sein Sohn Joseph Just Scaliger schien den Vater noch an der Menge der Sprachen und Wissenschaften zu übertreffen, und ist einem **Perron** zu glauben: so hatte der Vater mehr Scharfsinnigkeit als Fleis; der Sohn aber mehr Fleis, als Scharfsinnigkeit. Ganze Tage brachte er in seinem Zimmer bey den Büchern ohne zu essen zu. So ähnlich ihm auch hierinn Casp. **Scioppius** war, welcher durch eine strenge Diät dem Gifte geiler Poeten entgehen wollte, daß er allem Weintrinken, Fleisch- Eyer- und Fischessen absagte, Sommer und Winter auf Bretern mit einem Hauptküssen und Decke schlief: so übel handelte **Scioppius** gegen den jüngern Scaliger, und wußte die Grille von jenes Ansprüchen auf Verona fürchterlich zu zernichten. Desto empfindlicher waren diese bittern Arzeneyen einem Manne, der bey seinen Augen voll Feuer, ein Herz voll unausstehlicher Eigenliebe hatte, welches hartnäckig bey seinen vorgefaßten Meinungen blieb, andere nicht achtete und sich und seine Weisheit allein hochschätzte.

So wenig ein lahmer Tanzmeister alles anständige Wesen im Tanzen lehren kan: so wenig ist es auch möglich, daß ein Mann alle Eigenschaften eines vollkommenen Kriticus in sich vereinbart gesehen hat. **Scaliger, der Vater**, tadelte die Poeten seiner Zeit; Er selbst schrieb gezwungen und rauh, wenn er dich-

ten wollte, und hielt sich doch noch in seinem hohen Alter für geschickt genug, seinem Sohne mehr als zweyhundert Verse aus dem Kopfe in die Feder zu sagen. **Scaliger, der Sohn,** hielt sich für den besten Chronologisten und für den Wiederhersteller dieses Stückes der Gelahrheit. **Petavius** urtheilt anders und zeigt eine Menge Fehler in jenen angeblichen Meisterstücken der Zeitrechnungen. Er wagte die Ausbesserung alter Scribenten, und **Huetius** hat in seinen bündigen Anmerkungen über den Manilius viele abgeschmackte Unternehmungen des eingebildeten Sterns erster Grösse dargestellt. **Muretus** betrog einst diesen grossen Kriticus bis zum Auslachen. Der Redner verfertigte ein Epigramma und gab bey dem grossen Kenner alter Schriften, dem Scaliger, vor, diese Verse wären in einem alten Manuscript gefunden und ihm aus Teutschland zugeschickt worden. Der Kriticus war mit seiner Kritik gleich da, erklärte das Epigramma für gut alt und versicherte, der alte Schriftsteller **Trabea** müßte Verfasser davon seyn. Dies war ein solcher Zufall **von Ohngefähr**, dergleichen auch dem **Zuer Boxhorn** begegnete, welchem eine Satyre des **Michael Hospitalius** in die Hände gegeben wurde, die er sogleich für ein Ueberbleibsel eines alten Scribentens ausgab und mit einem weitläuftigen Commentarius erläuterte.

Auch

Auch unter den heutigen Gelehrten giebt es eine Menge solcher Männer und Jünglinge, die sich **Kritiker** nennen. Ihrem Fleisse haben wir manche vortrefliche Untersuchung zu danken. Ich will eben nicht sagen, daß ihr Schweiß allemal so belohnt wird, wie sie sich geschmeichelt haben, sondern ihr Einfall **von Ohngefähr** wird gemeiniglich auch nur **von Ohngefähr** bezahlt. Der Zeitpunct wird auch so bald nicht wieder erscheinen, wo grosse Wörterkrämer und Sylbenstecher ihre jährliche Pension von hohen Häuptern erhalten, wie es ehedem zu geschehen pflegte. Jetzt sieht man nur **Kritiker im Kleinen** und die Strahlen ihrer Erfindungskraft leuchten nicht mehr so heileuchtend, als es sonst gewöhnlich war. Männer, die bis zu ihrem greisen Alter Lectiones variantes zu den claßischen Schriftstellern sammlen und zum fernern Nachforschen der Nachwelt noch mit neuen falschen Lesarten vermehren; die aus ihrer bestaubten Bücherkammer vor den Lehrpult und vom Katheder wieder zu den Büchern kommen; die die Welt nur auf dem Globo und die Menschen aus den Zeitungen haben kennen gelernt: Dies sind die Kritiker, welche unter viel versprechenden Ahndungen gebohren werden. Von einem solchen jungen frechen Kriticus heißt es:

Wann Kronen in den Königreichen
Ein Erb erscheint; ein Stern entfällt,

Da sieht man grosse Wunderzeichen:
So trat auch dieser in die Welt.
Denn gleich bey seinem ersten Schreyen,
Vernahm man es in Druckereyen,
Daß, obgleich alles ruht und schlief,
Ein Poltern durch die Pressen lief.

Die Lettern hüpften in den Fächern,
Als hielten sie ein Freudenfest;
Das Werkzeug gieng aus den Gemächern
Dahin, wo mans nicht ruhen läßt.
Der Künstler ließ den Muth entfallen,
Als er beym Aufstehn einen Ballen,
Gerade bey der rechten Hand,
Zum Druck vor seiner Presse fand.

Sein Herr, ein Kenner von Gesichten,
Der keinen seichten Ausspruch wagt,
Gieng hin, fieng an, ihn zu berichten,
Was solch ein Abentheuer sagt.
„Dies, sprach er, prophezeyt **Autoren**;
„Die Nacht hat uns ein Kind gebohren,
„Ein grosses Kind, ein künftig Licht:
„Gedenke dran, es trügt mich nicht.„

Er redte noch von grossen Dingen,
Als ein Poet ins Zimmer trat,
Ein tröstlich Karmen darzubringen,
Das er so gleich zu fördern bath:
„Er sang von einem Wunderknaben,
„Drey Finger, wie die Alten haben,

„Und

„Und zwar an seiner rechten Hand;„
Dies war der seltne Gegenstand.

So ward Scribonian gebohren:
Ihm wieß die gütige Natur,
Die ihn zum Schreiben auserkohren,
Recht wie mit Fingern auf die Spur.
Ich schweige von den Jugendproben,
Die selbst ihn schon sehr hoch erhoben,
Und die so manches Zeitungsblatt
Nach Würdigkeit gepriesen hat.

Vernimm es kurz, dir zum Verweise,
Wie groß schon seine Jugend ward;
Die Kenner sagten ihm zum Preise:
„Sein kahles Kinn trotzt manchem Bart.„
Schau seine Thaten! Wo sind deine?
Erwäge dies! Geh hin und weine!
Geh hin und wasch Achillis Grab
Mit Alexanders Thränen ab!

Das Beyspiel rüste dich mit Stärke!
Greif schnell und muthig nach dem Kiel!
Ich lehre dich, sey klug und merke:
Wer mühsam denkt, der schreibt nicht viel.
Weißt du, was Cäsarn einst vergnügte?
Er sprach: ich kam, ich sah, ich siegte.
O ahme du, was Cäsar sprach,
Geschickt als Polyhistor nach.

Fürwahr zu mäßigen Quartanten
Sind neunzehn Wochen Zeit genung,
Und wer beym dickſten Folianten
Zwey Jahre ſchwitzt, der iſt noch jung.
Ein Buch in Duodez zu faſſen. -- --
Wer wird ſich ſo herunter laſſen?
Solch ſchlechtes Zeug verträgt das Licht
Der aufgeklärten Zeiten nicht.

Willſt du das Ziel der Thaten wiſſen:
So ſchau, wie groß dein Urbild war.
Sey muthig, emſig und gefliſſen;
Schreib dich ins groſſe Stufenjahr!
Will ſich dein Kiel auch dann noch regen:
So laß dich bitten und bewegen,
Und gieb den Schriften jüngrer Zeit
Durch deinen Ruf die Ewigkeit.

Iſt es denn wol Wunder, wenn nach ſolchen treflichen Ahndungen und Aufforderungen mancher Kriticus **vom Ohngefähr** gerufen wird und auf das gelehrte Theater tritt, ſeinem Rufe gemäß zu handeln? Ein Gelehrter muß ſich durch Schriften bekannt machen, und die Kritik iſt ſeit einigen Jahren beſonders für das leichteſte Mittel, etwas ohne eigenes Nachdenken zu ſagen, gehalten worden.

Welche Mühe haben ſich viele gegeben, den Grundwörtern in der heiligen Schrift und einigen Erzählungen in derſelben, ſolche Be-

deu-

deutungen und Erklärungen beyzulegen, die höchst gezwungen, die ganz unwahrscheinlich waren. Der Kriticus wollte doch etwas besonders behaupten, das sich von den gegründeten Untersuchungen unterschied, die **Buxdorf** und andere Wörterkenner angestellt und erwiesen hatten. Diese besudelten sich durch ihr Wühlen in dem Rabbinischen Unflat, um andern die Hände rein zu lassen. Wenn sich aber ein **van der Haardt** wagt, die wahre Geschichte des **Jonas** und dessen dreytägigen Aufenthalt in dem Bauche des Wallfisches dahin zu erklären, daß sich Jonas in einem Gasthofe, zum Wallfisch genannt, zu Ninive drey Tage aufgehalten hätte: so ist dies eine unbesonnene Erklärung, eine Erklärung **von Ohngefähr.** Man nehme aus den starken Bänden, die als **kritische Untersuchungen** über das heilige Buch sind gedruckt worden, alle das unnütze und längst bekannte heraus: wie viel Blätter werden übrig bleiben, die den Namen eines Commentarius noch verdienen? Ein **Heumann** hatte eine solche Begierde nach neuen Erklärungen bey seiner Bibelübersetzung, die ihm so vielen Widerspruch zugezogen hat.

Auch über die Schriften der alten Griechen und Römer liegt eine ungeheure Anzahl unrichtiger Erklärungen vor Augen. Am allermeisten herrscht dies Fehlerhafte einer ungewissen Erläuterung bey den Aufschriften und

Mün-

Münzen. Der Graf Scipio **Maffei** scheint es allein gewesen zu seyn, der bey seiner Gründlichkeit und mannichfaltigen Einsicht in die schönen Wissenschaften von dem Nutzen der Aufschriften bey der Historie und Litteratur am bündigsten handeln konnte.

Nachfolgende seltsame Erörterung zwoer Aufschriften verräth einen Kriticus, welcher es sich mit einem Strom von Gelehrsamkeit angelegen seyn läßt, die lächerlichen Entdeckungen seiner Amtsbrüder und das **Ohngefähre** bey ihren Schöpfungen in vollem Ernste zu zeigen. „Zween Monate vor der Belagerung von **Montauban** fand man in den Ruinen der Kirche von St. Catharina ein grosses steinernes Grab, in welchem man ein Schild, ein Paar Sporen, und einen sehr schönen **Degen** antraf, welcher eine Ele lang und vier Finger breit war. Die Klinge war ausgestochen und gegen das Stichblat zu zehn Zolle breit vergoldet. Auf der einen Seite der Klinge waren diese Worte mit **Gothischen Buchstaben** eingegraben:

VTRIQVE NOMEN PEPERI
ET MAGNO ALEXANDRO
ET MAXIMO CAESARI.

Auf der andern Seite stund mit eben solchen Buchstaben:

NEC

NEC VIS HERCVLEA ME TERRVIT VNQVAM.
DVM CONSTANTINI MAGNI FIRMAREM IMPERIVM
THEOGONIAS IIIC. XX.

„Welche vortrefliche Erklärung!„ Dieser Degen redet von sich selbst und sagt: daß er beyden, **dem grossen Alexander und dem größten Cäsar, ihren Ruhm und grossen Namen zuwege gebracht habe; Er rühmt von sich selbst, daß er sich auch nicht vor der Tapferkeit des Herculis gefürchtet, so lange er das Reich des grossen Constantin bestätiget hätte.„**

Wenn es wahr wäre, daß Alexander, Cäsar und Constantinus diesen Degen geführt hätten: so wäre kein Zweifel, daß dieser Degen das allerberühmteste Stück aus dem Alterthum wäre. Alexander der Grosse lebte im Jahr der Welt 3657 und Cäsar 3937. Folglich ist der Degen von Alexandern bis auf Cäsarn alt geworden 280 Jahre.

Constantinus lebte nach Erschaffung der Welt 4303. oder nach Christi Geburt 320. Es ist also dieser Degen von Julius Cäsars Zeiten bis auf diesen Constantin wieder 366 Jahre älter geworden, weil Cäsar 46 Jahre vor Christi Geburt gelebt hat.

Kayser Karl der Grosse regierte 800 Jahr nach Christi Geburt, seit dem Constantin 480 Jahre; bis zu dieser richtigen Berechnung vom Alter des Degens im Jahre 1699 sind es 899 Jahre.

Es hat also besagter Degen seit Alexander dem Grossen bis zu dieser Entdeckung 2025 Jahre gedauert, wie sich solches aus dieser Jahrzahlsberechnung deutlich darthun läßt:

Vom Alexander bis auf den Cäsar	280 Jahre
Vom Cäsar bis auf den Constantin	366
Vom Constantin bis auf Karl den Gr.	480
Von Karl dem Gr. bis zum J. 1699.	899
Zusammen - -	2025 Jahre.

„Zur Bestätigung dieser Sache mußte man zur Historie seine Zuflucht nehmen, welche uns lehret, daß Alexander durch den Antipater in Babylon mit Gift umgebracht, und daß nachher der Körper dieses Monarchen in einem Sarge von seinen Generalen, die seine Monarchie in vier Königreiche, nämlich Macedonien, Egypten, Asien und Syrien, unter sich theilten, nach der von ihm gebauten und nach seinem Namen genannten Stadt Alexandria gebracht worden.

„Nachdem nun Egypten, worinn Alexandria die Hauptstadt war, durch die Erbfolge an die Kleopatra fiel: so hat diese von dem Cäsar so sehr geliebte Königin ihm kein ange-

nehme-

nehmeres Geschenk machen können, als diesen Degen, den sie aus dem Sarge des Alexanders, oder aus dem Schatze ihrer Vorfahren genommen haben mochte. Denn diese Vorfahren haben ihn auch aus eben dem Grabe nehmen können, weil seit dem, als die vier Generale des Alexanders dessen Cörper mit samt dem Degen begraben hatten, sich niemand unterstanden, das königliche Grab zu berühren. Selbst die Historie versichert uns, daß sich Cäsar, als er sich in Alexandrien bey dieser Prinzeßin befunden, das Grabmaal des Alexanders habe öfnen lassen, um die Asche eines Monarchen zu verehren, welchen er bewunderte und nachzuahmen suchte.

„**Constantin** gelangte durch den Sieg über den Gegenkayser Maxentius auf den Thron des Cäsars, und er wird diesen, von allen Nachfolgern des Cäsars bis auf ihn, verehrten Degen in dem kayserlichen Schatze gefunden und sich dessen ohne Zweifel bedienet haben. Daher hat er auch seinen Namen und das Jahr seiner Regierung darauf stechen lassen, um sich dadurch zu dem dritten Eroberer zu erheben, der dieses Degens würdig wäre.

„**Constantin** hatte in demselben Jahre III C. XX. das heißt 320. ja in eben dem Jahre hatte er den Sitz seines Reiches und seine Schätze nach **Constantinopel**, das er nach

seinem Namen genennet hatte, bringen lassen. Dieser Degen ist, besage der Aufschrift, mit unter diesen Schätzen befindlich gewesen, und seine Nachfolger haben ihn bis auf die Kayserin **Irene** und deren Nachfolger, **Nicephorus**, heilig zu Constantinopel verwahret.

„Irene suchte sich mit dem damaligen ersten occidentalischen Kayser, **Karl dem Grossen**, zu vermählen, und Nicephorus wünschte gute Freundschaft mit diesem mächtigen Herrn zu halten. Man kan also mit Recht vermuthen, daß unter denen Geschenken, die sie ihm machten, dieser Degen das reichste und für diesen vierten Eroberer das würdigste Geschenk war.

„Karl der Grosse kan diesen Degen einigen von seinen Rittern gegeben haben, die ihm in seinen grossen Unternehmungen gefolgt sind, und **Reinald**, der Herr von **Montauban** war, kan ihn als ein Zeichen der Achtung, die Karl für dessen Tapferkeit hegte, verdienet haben. Reinald kam in dem Thal Ronceval mit um, und sein Körper ward nach Montauban geschafft, wo er in der Kirche der H. Catharina nebst seinem Degen, Sporen und Schilde begraben wurde.

„Da der Herzog von Rohan im Jahr 1627 in den Ruinen der Kirche der H. Catharina graben ließ: so ward dieser Degen in einem

grossen

grossen steinern Grabmaal nebst seinen Sporen und Schilde gefunden, und von besagtem Herzoge dem Herrn Delandes, einem Edelmanne von Chastres gegeben, welcher bey dem Vestungsbau von Montauban mit zugegen war.

„Theogonias ist der Name des Künstlers, der die Buchstaben auf diesen Degen gegraben hat.„

* * *

Eine solche Entwickelung hätte man kaum bey dem feinsten Roman erwarten können. Gewiß, das wäre ein rechter Wunderdegen, den Alexander, Cäsar, Constantin, Karl der Grosse und eine lange Reihe geringerer Helden in so richtiger Ordnung unversehrt geführt hätten. Bey aller verschwendeten Gelehrsamkeit sah der Kritiker die eigentliche Erklärung so wenig ein, als die Berge den eigentlichen Werth der kostbaren Steine wissen, die in ihnen stecken.

In welchen Jahren sind wol die **Gothischen Buchstaben** gewöhnlich gewesen, daß sie der Künstler Theogonias auf diesen Degen stechen können? Und heißt denn Theogonias ein Künstler? War es nicht vielmehr die Gewohnheit der Alten, die **Geburt Christi** mit dem Worte Theogonias zu bezeichnen, und kan daher die Zahl IIIC. XX. nicht mit mehrerem Grunde 1320 nach Christi Geburt erklärt werden? Von diesem nicht so weit

entfernten Jahre ließ es sich leichter beweisen, daß dieser **Heldendegen zu gleichen Thaten, wie sie ein Alexander, ein Cäsar, ein Constantin verrichtet, damals wäre gearbeitet** und ihm die Inschrift mit den eben gewöhnlichen Buchstaben, mit **Gothischen Buchstaben**, eingegraben worden. Der Degen war also im Jahr 1699 nicht 2025 Jahre alt, sondern kaum 379 Jahre.

Man lese eine starke Anzahl **kritischer Untersuchungen** und **Abhandlungen**; man durchblättere die neuesten **Programmata** und prüfe die Beweise mehr, als die vielen **Citata**, die häufig aus Büchern angezogen werden, die der Verfasser nie gesehen, noch weniger durchlesen hat: Wie wenige werden die Probe halten? **Theogonias** wird aus einem Künstler gar ein Schriftsteller werden. In Dissertationen, die ein junger Magister den Universitätsgesetzen gemäß verfassen sollte, ließ sich ein solcher Fehler noch entschuldigen. Wenn aber Männer von Ansehen eben so wunderbare Entdeckungen machen und doch den Namen grosser Kritiker behaupten wollen: So - - ich habe den Nachsatz vergessen.

Es ist mehrmals geschehen, daß ein angeblicher Kriticus durch die Schalkhaftigkeit eines Musenstöhrers ist hintergangen worden, welcher ihm einen natürlichen Kieselstein gezeigt

zeigt hat, den er nach wenig Wochen mit einer umständlichen Wundererzählung in Kupfer gestochen sahe.

So **von Ohngefähr** wurde ein gelehrter **Jacob Gronov** zu der Thorheit verleitet, als ihm sein loser Freund **Neufville** ein schlechtes hölzernes Männchen gab, das wie ein **Bergmann** geschnitzt war und den Kindern zum Spielwerk gedient hatte. **Gronov** sah es für ein uraltes Denkmaal an, dessen Gedächtniß man wieder erneuern müsse, putzte den Schmutz ab und entdeckte in diesem kindischen Spielwerke **die wahre Abbildung eines altteutschen Priesters, der das Schiff Isidis trüge.** Dieser grosse Philolog macht selbst in seinem weitläuftigen Schatze der Griechischen Alterthümer folgende Beschreibung: „Es ist ein ganz wildes und rohes Gesicht, wel„ches bis an die Augenbrahnen bedeckt ist, mit „einem solchen Umhang oder Decke, welche „hinten auf die linke Seite gehet, damit da„selbst etwas dickes sey, worauf das Schiffchen, „dessen langer Theil über den Rücken gehet, „ruhet. Das Kleid scheinet lang zu seyn, al„lein es ist hochgegürtet und zusammen gemacht, „damit man desto leichter und bequemer darin„nen gehe, so daß der hintere Theil desselben „weit herunter hänget und spitzig zugehet. Das „ist also der berühmte, auf griechisch ΙΕΡΟ„ΦΟΡΟΣ, lateinisch baculus ceremoniarum,

 „der

„der die Ceremonien und das Heilige träget, „nicht nach den Musen, sondern nach seinem „stillen und abgelegenen Walde.„

Sollte man sich eine solche Schwachheit von einem berühmten Kunstrichter träumen lassen? Ist es möglich, daß er die Mütze eines gewöhnlichen Bergmanns für den Kopfputz eines altteutschen Priesters halten konnte? daß er das Gefäß des Bergmanns, worinn er Erz zuträgt, für ein Schiffchen ansieht; daß er die Bedeckung des hintern Theils für eine andere Kleidungsart, als für das gewöhnliche Arsleder ausgiebt? Und doch war **Gronov** so stolz auf diese seltsame Entdeckung, daß er sie würdiget, solche in seinen Schatz Griechischer Antiquitäten mit einzuschalten, wo man wol keine Nachricht von einem teutschen Priester gesucht hätte.

Unter solchen Meisterstücken einer Kritik **von Ohngefähr** hat mir auch das Beyspiel vornehmlich gefallen, welches der Pater **Mabillon** in seiner Reise nach Italien erzählt. Die Spanier suchten bey dem Pabst **Urban dem** VIII. Ablaß zu erhalten, und gründeten ihre Bitte auf einen zeither unbekannten Heiligen, welchen sie S. VIAR nannten. Dem Pabste war dieser Name ganz fremd und er forderte von der Heiligkeit dieses Mannes eine umständlichere Nachricht. Die Spanier brachten

ten zum Beweis eine Aufschrift bey, welche also lautete:

S. VIAR.

Diese Buchstaben waren nichts anders, als Ueberbleibsel von einer weitläuftigern Aufschrift, die man demienigen einstmals verfertiget hatte, der die Aufsicht über die Wege gehabt und etwa also gelautet hatte:

PRAEFECTVS VIARVM,

wovon aber nur noch obige Buchstaben S. VIAR übrig geblieben waren.

* * *

Seit dem Jahre 1730. hat sich die Kritik hauptsächlich mit der teutschen Sprache beschäftiget, und ihr haben wir viele nützliche Untersuchungen zu danken. Die Beyträge zur kritischen Historie der teutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit; die Greifswalder Versuche, und viele Wochen- und Monatsschriften haben schöne Entdeckungen gemacht. Wären nachher einige Schweizer, die gleichsam als Gottheiten zwischen den Alpen verehrt seyn wollten, nicht so ungestüm gegen einen verdienstvollen Gottsched zu Felde gezogen: so würden die Vortheile der teutschen Kritik allgemeiner gewesen seyn. Es war um den Geschmack in den schönen Wissenschaften zu thun; um ein Wort, das man in vorhergehenden

Jahren kaum hatte nennen hören. Herr **Breitinger** hielt sich für den ersten Urheber des besten Geschmacks: Hr. **Gottsched** glaubte, ihm gehöre die Ehre. **Von Ohngefähr** wurde der Streit auf beyden Seiten so heftig, wie sich Husaren und Panduren herum zu balgen pflegen. Die ganze teutsche Nation sollte den Zorn eines **Breitingers** tragen. Dieser Schweizer nennte die Teutschen eine geschmacklose und in Absicht der schönen Wissenschaften barbarische Nation. **Von Ohngefähr** mußte **Klopstock**, als damaliger nicht sonderlich geachteter Student, den Anfang seiner **Messiade** bekannt machen. Hr. Professor **Meier** zu Halle empfohl dies Meisterstück. Die Stimmen theilten sich. **Breitinger** behauptete, der Geist der alten Griechischen und Lateinischen Dichter athme aus Klopstocks Halse. **Gottsched** sprach: Es sind Mißgeburten, Miltonisch Alpinische Mißgeburten, unsinnige, ungeheure Werke, eine Sündflut von schwülstigen Redensarten, voller alchemistischen, seraphischen, herrenhuthischen Galimathias. Man verfiel auf Personalien, und **Bodmer** wurde aus kritischem Eifer einer der zweyhundert Männer genennet, welche den Johann Hagel von Zürch vorstellen.

Doch **Breitinger** hat einen **Gottsched** noch im Schimpfen übertroffen. Er nennt ihn mit Schweizerischem Stolze: Einen Duns, einen

nen Erzduns, einen unvergleichlichen Duns; einen Dummkopf, einen überwiesenen Betrüger, einen Mann im Harlequinsrocke; einen, der in Leipzig eine Quacksalberbude aufgerichtet; einen, der vieles gelogen, verleumdet, geschimpfet und gelästert; der von Gewinnsucht und Ehrgeiz eingenommen ist; der alle Eigenschaften mit den Thieren des Feldes gemein hat; der eine Empfahung in dem Hospital von nöthen hat; an den man ohne Abscheu nicht gedenken, vielweniger von ihm reden kan; Gottsched wäre ein Zauberkünstler, und seine Freunde wären Brüder in Midas; er hege vorsetzliche Irrthümer; er stecke in willkührlicher Blindheit und halsstarriger Bosheit ꝛc. Des Herrn von **Schönaichs Hermannias** nennt **Breitinger** ein Schulexercitium und eine Tochter des Unwitzes; ihn, den Herrn von **Schönaich**, einen Oberpriester der Dummheit; **Gottscheden**, als muthmaßlichen Verfasser **der Aesthetik in einer Nuß**, schimpft er einen Nußknacker, einen dummköpfigen, albernen Menschen, dessen Seele ein Kloake; einen entschlossenen Bösewicht, unflätigen Zotenreißer, und gottlosen Menschen, dem es tausendmal weniger schimpflich gewesen wäre, durch den Henker ausgepeitscht zu werden und das Zeichen des Galgens an der Stirne zu tragen, als der Urheber eines solchen Buchs zu seyn. Auch die **Frau Gottschedin** ist von diesem

Schweizerischen Kunstrichter nicht geschont. Sie, die sich in diese Streitigkeiten nie gemischt hat, wurde eine **Maquerelle** geheissen.

So suchten diese Helden durch grobe Schimpfwörter den Sieg **von Ohngefähr** zu erbeuten, und **Breitinger** folgte treulich den Spuren eines oben gepriesenen **Scaligers** und seines Gelichters. Welchen Schwung wußte sich Scaliger zu geben, wenn er den Jesuiten **Gretser** nie mit einem andern Namen, als den Lojolitischen Maulesel, und den **Brissonius** einen lüderlichen Kerl nannte; der weder seine vertrautesten Freunde, noch die Kirchenväter schonte, um das Lob einer Unpartheilichkeit davon zu tragen, und daher den **H. Hieronymus** einen groben Esel, den **H. Ambrosius** einen Ignoranten und den **H. Augustinus** einen Schalk und einen Schelm schimpfte; andere Schriftsteller aber Schweine, grobes Vieh, Stümper, Lehrjungen, Taugenichts, Rasende, Narren ꝛc. zu heissen pflegte. **Salmasius** schrieb eben so bitter, und man durfte sich nur einmal wagen, ihm zu widersprechen: ein Schelm, ein Betrüger, ein Ochs, ein Esel; solche Titel erhielt man leicht von ihm. Der kritische Hund **Scioppius** suchte es noch allen zuvorzuthun, und seine Schicksale würden erwünschter gewesen seyn, wenn er weniger geschimpft hätte.

Ein **Kriticus von Ohngefähr** scheint daher ein Mann zu seyn, welcher sein Kunstrichterliches Amt auf den einzigen Grundsatz eingeschränkt hat:

Schimpfe alles, was dir vorkommt.

Unsere neuern Journalisten und Monatsschriftschreiber wissen sich diese Regel fein zu Nutze zu machen. Alles, was ihnen im Gebiethe der schönen Wissenschaften vorkommt, dies richten, dies beurtheilen, dies verurtheilen, dies verdammen sie; und so wenig ein Richter selbst ein Todschläger oder ein Dieb zu seyn nöthig hat, wenn er die Vergehungen der Todschläger und Diebe bestrafen will: eben so wenig besitzt gemeiniglich ein schimpfender Kriticus die Einsichten, die er von denen fordert, welche er tadeln will. Blos mit Schimpfreden kan er sich ansehnlich, kan er sich fürchterlich machen. Dadurch zeigt er:

Quanta siccum iecur ardeat ira,

ohne daß er nöthig hat, die Ursachen, warum er von dieser Stelle, von iener Zeile, von der ganzen Schrift schimpflich spricht, hinzuzusetzen. Er schimpfte ja sonst nicht **von Ohngefähr.**

Jüngst sah ich einen Möppel laufen,
Wohin er kam, da knäfte er,
Und wo er konnte, kneipte er,
Jedoch nur spielend kneipte er.

Er hüpft zu dem und ienen Haufen
Und hüpfte spielend hin und her.
Das hiessen artge Kleinigkeiten.
Man ließ ihn spielen, und vom Streiten
Mit diesem Thierchen hört ich nichts.

In kurzen kam er knäffend wieder;
Er knäft und spielt dabey nicht mehr,
Er murrt und spielt dabey nicht mehr,
Er beißt und spielt dabey nicht mehr.
Nein! als dem trotzigen Gebiether
Des Hauses fällt ihm dies itzt schwer.
Und diese neue Prüfungsproben
Will schon ein ieder nicht mehr loben;
Doch Möppel kommt noch so davon.

Dies macht ihn dreister und verwegen.
Nun kommt er, und schnautzt alles an,
Nun beißt er, und schnautzt alles an,
Nun sticht er und schnautzt alles an.
Und wie? Hat Möppel einen Degen,
Womit er andre stechen kan?
Was Degen? Kan man sonst nicht stechen?
Wer wird so übereilend sprechen?
Ein stachlicht Halsband kans auch thun.

Auf dieses trotzend, als ein Streiter,
Kommt Möps und sticht auf andre los;
Er sticht damit recht heftig los,
Auf Größre sticht er heftig los.
Da dacht ich, ey du Bärenhäuter!

Du bist klein, und machst dich so groß!
Was du aus Vorwitz unternommen,
Dafür kannst du den Lohn bekommen.
Machts denn ein Stachelband nur aus?

Hierbey sah ich die langen Ohren,
Die Möppeln angebohren sind,
Die ihm nicht abgeschnitten sind,
Die ihm noch nicht gestutzet sind;
Gleich schrie ich: Möppel ist verlohren,
Denn andre sind doch auch nicht blind:
Wie, wenn sie ihn dabey erhaschen,
Ihn schütteln und den Belz auswaschen?
Muthwillgen Knäffern gehts sonst so.

Und was ich dachte, ist geschehen.
Mein Möps bekömmt itzt seinen Theil;
Er kriegte den verdienten Theil,
Den wohlverdienten Knäffers Theil.
Auf ihn sah ich die Gegner gehen,
Sie schossen auf ihn, wie ein Pfeil;
Sie setzten ihm den Kopf zu rechte.
Zum Unglück noch sprang im Gefechte
Das Halsband auf und Möps stand blos.

Einem **Leßing** zu Ehren ist dieses Fabelchen entworfen. Er hatte mit seinem satyrischen Styl und mit seiner witzigen Schreibart bey seinen **Kleinigkeiten** einigen Beyfall erworben, und wurde darauf so stolz, daß er, als ein noch junger Schriftsteller, kein Beden-

ken trug, in seinen **Briefen** und **Rettungen** ansehnliche Männer ohne Unterschied anzuschnarchen. Er fand Gegner, wichtige Gegner.

Blos durch Schimpfen kan man ein **Kriticus von Ohngefähr** werden. Der andere wird Bedenken tragen, wieder zu schimpfen. Sie würden einander allerhand Sächelchen vorrücken, die beyder Ehre etwas verdunkelten, wenn sie die Welt erführe.

Doch ein **Kriticus von Ohngefähr** ist nicht so unbiegsam, daß er gar nichts loben sollte.

> Magiſter artis, ingeniique largitor
> Venter.

Essen, Trinken und andere zeitliche Nothdurft will es haben, daß man seine Wohlthäter erhebe; gesetzt ihr Character verdiente das Lob nicht, desto sinreicher muß das Lob seyn. Ein **Juvenal** konnte wol sagen:

> Quid Romae faciam? mentiri neſcio; librum
> Si malus eſt, nequeo laudare.

Aber er schrieb auch nicht ums Brod, wie Herr * * zu * *, dessen Besoldung so zugeschnitten ist, daß ihm seine Kritiken noch etwas neben her eintragen müssen, wenn er galant leben will.

Ein Verleger der Urtheile solcher Kritiker steht unter den Wohlthätern voran. Sämtliche

liche Verlagschriften dieses Mannes müssen also bestmöglichst gelobt werden, und an dem Verlag anderer Buchhändler muß man seinen Gift auslassen. So wird iener **von Ohngefähr** gelobt; dieser **von Ohngefähr** getadelt.

Die andere Stelle im Loben nehmen die Herren Namensvettern ein. Er heißt Bav; iener heißt auch Bav: Folglich muß man den Herrn Vetter loben, damit der preißliche Name der Bave allgemein gerühmt werde. Soll doch **Joseph Scaliger** nur deswegen den Jüdischen Geschichtschreiber **Josephus** mit solchen Lobsprüchen erhoben haben, weil sie einerley Namen führten. Ein bekannter Autor schrieb die Lebensgeschichte des **D. Martin Luthers**, weil er auch den Vornamen **Martin** führte. **Johann Georg** ... dedicirte nur darum seine Bücher dem Johann Georg ... weil dieser der Aehnlichkeit des Namens halber so erkänntlich war und gleiches Lob wieder auf gleiche Art zu ertheilen suchte.

Drittens muß ein rechtschaffener Kritiker auch die von Ohngefähr wieder loben, die er sonst beleidiget hat, oder von denen er beleidiget worden. Er hat die alten Kunstrichter auch hierinn zu Vorgängern. **Voßius** schwört darauf, daß es ganz unmöglich sey, einen Salmasius genug zu loben, den Scioppius und Seldenus den Fürsten der Gelehrten und der

Wissen-

Wissenschaften nennten, und den Gronov einen Varro und Erathostenes unserer Zeiten hieß. Ihn schätzte man für eine lebendige Bibliothek aller Sprachen und Wissenschaften; für einen Phönix aller Gelehrten; für ein Abentheuer und Wunder der letzten Zeiten. **Scaliger** stieg noch höher und ward gar vergöttert. Ein Kayser in der gelehrten Welt; ein Monarch der Gelehrsamkeit; das Meer der Wissenschaften; ein Abgrund der Gelehrsamkeit: das wollte viel sagen. **Lipsius** hielt ihn für einen eingefleischten Engel; andere für den Apoll seiner Zeiten; noch andere für den Herkules Musageta.

Viertens hat man deren Lob nicht mit Stillschweigen zu übergehen, welche dem Kriticus ihre Schriften fein gebunden mit einer behörigen Erkenntlichkeit zuschicken. Es mag nun vom Verleger, oder vom Verfasser geschehen; genug, das Werk muß für die Gebühr wohl recensiret und der Verfasser in den gelehrten Adel aufgenommen werden. Jeder Journalist, der die Ruhe und den Frieden liebt, pfeifft nachher den Tönen seines Collegen ohne weitere kritische Untersuchung nach, und ein Autor, der es am wenigsten verdiente, wird sodann **von Ohngefähr** in allen gelehrten Zeitungen bis zur Beschämung gelobt.

Quod non dant proceres, dabit histrio.

Iuuenal.

Von

Von der feinsten Art über Bücher zu urtheilen ließ sich ein recht artiges System verfassen. Ich habe vor zwey Jahren einen Versuch in der Art gesehen. Ein gewisser Conrector zu S. erkühnte sich in einem Journal, unter dem Titel: **Auszüge und Urtheile von den neuesten Schriften aus den schönen Wissenschaften**, fast ieden Autor hämisch anzuschnarchen, und die Gothaischen Zeitungsbothen musten die dictatorischen Aussprüche hernach ausstreuen. Diese Monatsschrift ward von einem Gönner in Franken als ein vorzügliches Meisterstück, über Bücher zu urtheilen, in kurzen Regeln durch den Druck angepriesen, und ich habe mir sagen lassen, der Herr Kriticus Conrector sey nachher verstummet. Der Herr Pastor M. Stolle entdeckte seinen verkappten Schimpfer, zog muthig gegen ihn zu Felde und theilte in seiner Vertheidigungsschrift harte Preller aus. Doch kan ich nicht für gewiß behaupten, ob Herr M. Stolle folgende **Regeln** mit ihren Beweisen herausgegeben habe. Wenigstens verdienen sie eine Stelle im **Etwas von Ohngefähr.**

Von

Von der feinsten Art über Bücher zu urtheilen.

Die erste Regel.

Ein Recensent darf seinen Namen und den Ort seines Aufenthalts nicht bekannt machen.

Dies lehrt die Vorrede: „was uns selbst betrifft, so kans unsern Lesern gleichgültig seyn, unsere Namen und unsern Aufenthalt zu wissen.„

Kaum waren die zween Bände von den kritischen und zuverläßigen Nachrichten zu Jena bey Gollnern ausgegeben worden, so wünschten die wenigen Leser, die Verfasser oder Sammler derselben zu kennen. Aus bloßen Vermuthungen ließ es sich nicht zuverläßig errathen, und niemand hätte wohl geglaubt, daß ein Theil dieser Geisel neuer Schriften zu S. anzutreffen wäre. In der nachher folgenden Monatsschrift: Freye Beurtheilung, die neueste Litteratur betreffend, wurde der Verfertiger

ger durch seine spöttische und schimpfende Schreibart bekannter. Niemand setzte seiner tobenden Begierde einige Grenzen, und dies verleitete ihn zu einer steigenden Kühnheit. Verschiedenen Buchhändlern both er seinen reichen Vorrath von Kritiken an, die theils ein solches Unternehmen für gefährlich hielten, theils schlechte Vortheile dabey vermuthen konnten, bis sich endlich Christian Mevius zu Gotha unter sehr billigen Bedingungen bewegen ließ, die **Auszüge und Urtheile von den neuesten Schriften in den schönen Wissenschaften** in Verlag zu nehmen. Und diese **Auszüge** sind die Muster, aus welchen ich die Regeln folgere, und zur Versicherung der Richtigkeit die Seiten angebe, wo die Beweise in der Monatschrift befindlich sind.

Er sagt weder seinen Namen noch den Ort seines Aufenthalts. Es läßt sich immer leichter im Verborgenen schimpfen. Ein zaghafter Held wagt sich seinen Gegnern nicht gern vor die Augen. Alles, was Herr . . . von sich bekannt macht, besteht in folgenden:

1) daß er die Ehre habe, Herrn Hörningen zu kennen. S. 295.
2) daß er sich als ein Gelehrter in der Nachbarschaft von Meiningen befinde. S. 398.
3) daß er nicht an dem Orte des Drucks wohnhaft sey. Dies beweißt er mit den zierli-

chen Anzeigen der Druckfehler, womit gleich zum ersten Stück eine ziemlich starke Beylage gemacht wurde, die einem corrigirten Schulexercitio nicht unähnlich schien.

4) daß er ein guter ehrlicher Obersachse S. 332. und ein wahrer Patriot sey. S. 56.

5) daß er ein Schulmann sey S. 96. 411-415. 499, und noch deutlicher S. 500. 501. Doch keiner von den allzustrengen Schulleuten. S. 439.

6) daß man ihm Achtung gegen das schöne Geschlecht zutrauen solle. S. 298.

Die zwote Regel.

Ein Recensent muß sich nicht nur auf dem Titel, und in der Vorrede, sondern auch selbst in seinen Urtheilen in einer fürchterlichen Gestalt zeigen.

Beweis. Schon das erste Stück verkündigte die muthigsten Angriffe. Das Motto des Titelblats war aus dem Juvenal:

-- -- Stulta est clementia cum tot vbique
Vatibus occurras, periturae parcere chartae.

Vor das zweyte Stück schrieb er aus dem Horaz:

-- -- Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columnae.

Juve-

Juvenal gab ihm zum dritten Stück die Worte:

-- -- Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Beweiſes genug, ohne die übrigen drey auch noch herzuſetzen.

In der **Vorrede** folgt er obiger Regel vortreflich. Er ſagt: „Seine periodiſche Schrift habe lediglich die Ausbreitung des guten Geſchmacks zum Zweck; er verſichert, daß ſeine Abſichten **wenigſtens** redlich und untadelhaft wären; er wolle durch ſeine **unparteyiſche Urtheile** uns der Gefahr überheben, einen ſchlechten Schriftſteller auf eigene Koſten kennen zu lernen, und jungen Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaften bey der Wahl neuer Schriften an die Hand gehen; dies wären die **einzigen und lautern Abſichten**, die ihn zu Uebernehmung dieſer Arbeit bewogen hätten; Er wolle auf eine **unparteyiſche Art beurtheilen** und vollſtändige Auszüge liefern; er verſichert, daß er itzt nicht zum erſtenmal die Feder zu gleichen Beſchäftigungen ergreife ꝛc.„

Noch höher lautet ſeine Sprache, wenn er in den Urtheilen ſelbſt die Mine eines Kunſtrichters vorzeichnet, die beleidigten Schriftſteller damit zu ſchrecken.

S. 24. „Wir nahmen demnach Duſchens Bankerot ſehr begierig vor die Hand. Allein

 gleich

gleich bey dem ersten Anblick fanden wir uns beleidigt: Siehe da! -- ꝛc. „Aber wahrhaftig diejenigen, so das **Amt eines öffentlichen Kunstrichters** übernehmen, sollten gegen diesen zunehmenden Eingrif in die Rechte des guten Geschmacks **unerbittlich strenge** seyn, und alle solche **abortivische Geburten** der tragischen Muse durch die **schärfsten Züchtigungen** sogleich **unterdrücken und gar nicht empor kommen lassen.** „

S. 192. „Niemand wird **unsere Hochachtung erschleichen,** welcher auf eine plumpe Art spricht, wenn er auch noch so edel denkt. „

S. 183. „Eine Schrift unsern Lesern wider die Empfindung unsers eignen Geschmacks anzubefehlen, das ist uns unmöglich, wenn sie auch den Nahmen des grösten Dichters an der Stirne führte. „

S. 12. Man braucht nur mit gewissen **Kunstrichtern, die die Schlüssel zum Tempel des Rufs haben,** in einem guten Vernehmen, oder auch nur in dem geringsten Verhältniß zu stehen; so kan es nicht fehlen, daß nicht auch die mittelmäßigsten Arbeiten mit den wichtigsten Empfehlungen in die grosse Welt begleitet werden. Nun weiß man ja, daß die meisten unsrer Leser die Werke des Geschmacks blos nach dem

Vor-

Vorurtheil lesen, das sie nach dem allgemeinen Ruf und den öffentlichen Urtheile davon gefaßt haben. Und wie leicht ist es daher nicht für manchen Schriftsteller, ein frühzeitiges Ansehen zu erhalten. Wer hingegen, zumal, wenn er zum erstenmal in die Welt tritt, diese nöthige Vorsicht unterläßt, und seiner eignen Empfehlung so viel zutraut, daß er einer fremden Ankündigung entbehren können, der ist ohne Hoffnung **zu einer ewigen Vergessenheit verdammt.**„

Die dritte Regel.

Ein Recensent muß seiner Unpartheylichkeit durch niedliche Betheuerungen, im Fall der Noth, ein rechtes Gewicht zu geben wissen.

Zwar giebt es Spötter, welche die Betheuerungen solcher Monatsschriftsteller nicht höher achten, als man die Flüche der Bootsknechte achtet. Doch muß Herr W. neben der gewöhnlichen Absicht auch noch einen besondern Zweck gehabt haben. Z. E.

„Wir können schwören, daß wir solches nicht würden errathen haben. S. 94.

„Warlich, das ist hoch. S. 380.

„Hier fragen wir jeden unserer Leser auf sein gutes Gewissen: ob er einen Gedanken mit diesen Worten verbinden könne - - Warlich, wenn es einen Grad der Begeisterung giebt, der an die Tollheit gränzt: so ist dies Recitativ ein Beyspiel davon. S. 382.

Dieses und die vorhergehende Stelle: „Wahrhaftig, hier fürchten wir, daß viele unserer Leser sagen mögen: der Mann ist nicht ge....! was soll es doch nur um des Himmels willen heissen? S. 381.

Ja, dieses mochte vermuthlich bey grosser Sommerhitze geschrieben seyn. Ich finde keine einzige Stelle von solcher Heftigkeit in dem ganzen Werkchen. An kleinen Betheuerungsförmelchen fehlt es Herr ** nicht. Vielleicht sind sie ihm auch in seinen mündlichen Erzehlungen sehr geläufig, daß er so freigebig mit dem **wahrhaftig; fürwahr; in Wahrheit; in der That; um des Himmels willen** zc. in seinen Schriften ist.

Die vierte Regel.

Ein Recensent darf niemanden schonen.

So kurz auch diese Regel klingt: so allgemein hat sie Herr W. zu beobachten gesucht. Nicht genug, daß er schlechten Schrift-

stellern etwan allein die sich angemaßte Peitsche fühlen läßt; Er weiß sich seines Kunstrichterlichen Amtes anders zu bedienen.

S. 271. Die Welt kennt bereits einen gekrönten Dichter, dem, zum Ruhm eines zweyten Horaz weiter nichts fehlt, als daß er nicht auch Horazens Zeitgenosse ist, und in einem solchen Weltalter lebt, da das Bekenntnis der heidnischen Religion, die Sprache der Welt und also auch der Dichter war." Wie sollte dieser dictatorische Walchische Ausspruch diesem gekrönten Dichter gefallen?

Wielanden macht er die Vorwürfe einer fanatischen Liebe S. 2. und die Episode: „Wie muß doch nur wohl ein ätherischer Kuß schmecken? Ja nun, Hr. Wieland behalte dergleichen Küsse immer für sich. 3. er giebt seiner Schreibart ein gewöhnliches Gepräge. 151, und es habe ihn ein günstiges Vorurtheil betrogen, welches **Wielands** Name von sich erweckt gehabt. 386.

Eben diese Beschuldigungen bekommt **Klopstock** wegen seines Salomo, und **Dusch**, wegen seines Bankerots, welcher S. 21. und folg. bittere Verweise erhält. Man habe längst Hr. **Duschen** den Vorwurf gemacht, daß er mit seiner Arbeit etwas übereilt wäre. S. 31.

Herr **Leßingen** konnte man es zu gut halten, wenn er seine Tragödien prosaisch schrieb. Denn man siehet es aus seinem Fragment des Henzi, **wie wenig er zur dramatischen Dichtkunst gebohren** sey; wie steif, wie hart ist nicht eine jede Zeile desselben! Er würde daher seine **Mis Sara** durch das unangenehme einer rauhen Versification nur verunstaltet haben. S. 25.

Von dem Wochenblatt der **Glückseelige**, weiß Hr. **W.**

S. 300. aus eigener Lesung, daß **beynahe** iedes Blatt ums Brod geschrieben sey. Er nennt es ein Geschmier, das bald Auszüge von Acten eines alten Hexenprocesses, bald eine Klopstockische Prose, bald eine theologische Abhandlung, die **beynahe** für eine Canzel zu trocken ist, und überhaupt die elendesten Einfälle und Erdichtungen enthielte.

von Moser, Geßner, Meintel, Fabricius, Junker, Richey, Schlegel, Blanke, Karschin, Denso, Leskow, Hörning, Cramer, Gellert, Baumgarten, Semmler, Kern, Rasche, Reiske, alle diese und noch mehrere werden nach den Empfindungen des Hrn. W. beurtheilt, und durchgängig **Niemand** geschont.

Die

Die fünfte Regel.

Nicht einmal den Buchhändler darf ein Recensent schonen.

Wenn zuweilen bey dem Buche selbst nicht viel zu erinnern ist; oder man empfindet etwas von Menschenfurcht vor dem Verfasser; oder man will die gute Gelegenheit nicht vorbey lassen, die Unerkenntlichkeit eines Buchhändlers öffentlich zu ahnden, der doch von uns sollte gewürdiget werden, durch den Verlag unserer Schriften sein Glück zu machen: so ist es ein eben so strenges Gesetz gegen den Buchhändler, wie gegen die Schriften des Autors, seinen übrigen Verlag sogleich zu unterdrücken und ihn gar nicht empor kommen zu lassen. S. 24.

Gewiß, das Publicum wäre bey einer vestern und genauern Verbindung des Herrn M. W. mit dem Buchhändler Gollner zu Jena mit allerhand feinen Schriften noch beschenkt worden. Um so viel mehr ist es zu bedauern, daß man das frühe Ende iener eigennützigen Verbindungen bereits gesehen hat. Denn der Walchische Panegyricus auf den Gollnerischen Verlag ist also abgefaßt:

S. 242. „Man ist es von der Gollnerischen Buchhandlung in Jena schon gewohnt, daß

sie uns von einer Messe zur andern mit allerhand poetischen Jugendübungen versieht. Der Ruhm einiger deutschen Dichter, die die Jenaische hohe Schule seit einigen Jahren geliefert hat, scheint die daselbst Studierenden anzufeuern, daß ein jeder, der nur einiges Geschick zur Poesie hat, so gleich auch ein Autor werden will. Sie entdecken ihr Anliegen dem **allezeit fertigen Herrn Gollner** -- Denn das versteht sich von selbsten, daß ein Anfänger nichts pro labore verlangen wird -- und so wird denn gleich eine kleine Sammlung von Gedichten fertig. Und daher kommen denn alle die schöne Sächelchen, womit uns Herr Gollner bisher beschenkt hat. Wir haben itzt wieder einen neuen Poeten vor uns, der seine Existenz diesem **wackern Manne** zu danken hat.

S. 482. wird des Gollnerischen Verlags wieder gedacht.

S. 63. Wir müssen unsere Leser recht lüstern darnach machen, damit wir Herr **Lottern** für seine patriotische Geneigtheit einige Käufer zuweisen. S. 58. Wenn nur aber dieser liebe geneigte Patron seine Geneigtheit nicht wieder bereuet! Wiewohl in **Schwaben** kan er dennoch vielleicht sein Glück mit dieser Verlagsschrift machen.

S. 299.

S. 299. Nur die Gebauerische (Wochenblats) Fabrik in Halle hat das Glück, daß sich, nach einem halben Menschenalter, noch immer geduldige Leser finden, die ihr ihre wöchentliche Waare abnehmen und beim Credit erhalten. Wer den Glückseeligen, denn unter diesem Namen ist sie itzo gestempelt, blos aus den öffentlichen Ankündigungen kennt, deren Stimme sich der Verleger zur Erhaltung seines Wochenblats-Monopolii sehr sorgfältig zu bedienen weiß, der wird sich vermuthlich von dieser Arbeit eine sehr vortheilhafte Vorstellung machen: Wer es aber aus eigener Lesung weiß, wie sehr man es beynahe iedem Blat ansiehet, daß es ums Brod geschrieben ist, und entweder den Eigensinn, eine so lange fortgesetzte Arbeit nicht zu schliessen, oder aber die Abneigung, den bisherigen Verdienst zu entbehren, zum Grunde hat, der wird sich fürwahr verwundern müssen, wie eine Wochenschrift ꝛc. noch Leute finden könne, die die Geduld haben, es (sie) zu lesen.„

Ich könnte noch die hübsche Antwort beyfügen, die Hr. W. voll Unwillen einem gewissen Buchhändler gab, der, solche anzügliche Kritiken zu verlegen, Bedenken trug, wenn ich anders weitläuftig seyn wollte. Dies müßte ich

ich anführen, um den Schluß der **Vorrede** deutlich zu machen:

„Allein die Ursache ist, daß das Manuscript „schon vor einiger Zeit ausgegeben, durch „einen **Zufall** aber der Druck verhindert „worden.

Die sechste Regel.

Ein Recensent darf es wagen, über ganze Nationen zu spotten, und von einem auf alle zu schliessen.

Ich würde die Richtigkeit dieser Regel schwer beweisen können, wenn ich nicht meine diesmaligen Beweise aus Hrn. **W.** Journal hernehmen wollte. Von **Schwaben** spricht er:

S. 56. Eine Sammlung von deutschen Gedichten, die auf **Schwäbischen Boden** gewachsen ist, ist so was gewöhnliches eben nicht, daß es sich nicht der Mühe verlohnen sollte, solche bekannt zu machen. Und wie sehr hätten wir nicht als wahre Patrioten gewünscht, daß die gegenwärtige ein gewisses Vorurtheil, das **dem** (denen) Genies, die unter diesem Himmelsstrich leben, eben nicht gar zu günstig ist, hätten widerlegen mögen.

S. 331. Unser deutscher Thomson kommt ja aus Zürich, dem Markt des guten Geschmacks, ist bey Orell, Gesner und Comp. mit niedlichen lateinischen Lettern, nach Art der Geßnerischen Schriften schön gedruckt ꝛc. - - und S. 335. „sind Beyspiele von den Neologien unsers Schweizers. Doch stille! vielleicht erleben wirs noch, daß diese und andere schöne Sächelchen bald genug einen Nachahmer finden, in dessen Schriften wir sie noch einmal wiederkauen müssen. Und in der That, unbillig wäre es eben nicht. Sachsen hat nunmehr lange genug die Ehre gehabt, daß seine Sprache die Sprache der reinern Schriftsteller gewesen ist, die Reihe kan nun auch an die schweizerische Mundart kommen; der Anfang ist schon zum Theil gemacht.

Die siebende Regel.

Ein Recensent muß die Unpartheylichkeit seiner Urtheile in der Vorrede ankündigen und zuweilen seinen Lesern erinnerlich machen, wenn sie etwan wieder zu zweifeln anfangen wollten.

Herr W. ist in diesen Vorspiegelungen ein Meister. Aus seiner Vorrede habe ich oben schon die zwo Stellen eingerückt, wo er

von

von **unpartheyischen Urtheilen** und von seiner unpartheyischen Art zu beurtheilen sprach.

Ausser der Vorrede sagt er S. 515.

„Da unsere Leser bereits von der Unpartheylichkeit unserer Urtheile überzeugt seyn **müssen** ꝛc. so wird man uns zutrauen, daß wir auch diesmal unsere Grundregel nicht überschreiten werden.„

S. 442. „Wir wollen keinen weitern Eingang für dasjenige Urtheil suchen, das wir nach der vollkommenen Unpartheylichkeit, die wir uns zum Gesetz gemacht haben, von diesen D. R. fällen müssen.„

S. 190. „Wir, unsers Theils, sind niemals von dem Vorurtheil des Alterthums eingenommen gewesen, allein, da wir uns aus einer unpartheyischen Neugierde entschlossen ꝛc.„

S. 436. „Es wird fernerhin unsere angelegentlichste Bemühung seyn, uns solches bey ihm sowol, als unsern übrigen Lesern durch Unpartheylichkeit in Urtheilen und Genauigkeit in Auszügen zu erhalten.„

S. 109. „Wir wollen unsere Unpartheylichkeit dadurch zeigen ꝛc.„

S. 474. „Junge Schriftsteller sollten dies Geschäfte allemal unpartheyischen Freunden überlassen. - - Wenn wir als völlig uneingenommene Leser dem Verf. einen Rath geben sollten ꝛc.„

S. 489. „Nach der Pflicht eines Kunstrichters die Fehler aufdecken und rügen. „

S. 506. „Nach der **gewöhnlichen** Unpartheylichkeit unserer Urtheile, können wir ihm nicht verhehlen 2c. „

S. 473. „Man muß wenigstens in so fern von der richterlichen Strenge etwas nachgeben. „

Die achte Regel.

Ein Recensent muß den Verdacht einer Neigung zur Spötterey von sich abwenden und desto witziger und beissender spotten.

In eben der Kritik, wo Hr. W. S. 59. bekannt macht:

> „da wir nicht gerne den Verdacht einer Nei„gung zur Spötterey erregen wollten „

in eben der Kritik spottet er über den verkappten Herrn Schwaben; über den schwäbischen Witz; über die Genies unter dem schwäbischen Himmelsstrich; über den Verleger Lotter. Welche artige Förmelchen, witzig und beissend zu spotten: „Auf diesen Einfall hat sich vermuthlich der Herr Author viel zu gut gethan. - - „ Noch eine Stelle müssen wir aus dieser allerliebsten Vorrede hersetzen. - - „ Wie niedlich sind nicht die Gedanken und Ausdrücke! Schade,

de, daß die Herren A. nicht 40 Jahre eher gelebt haben: wahrhaftig sie würden mit ihrer buntscheckigten Sprache viele Figur in der Welt gemacht haben. - - „Nicht wahr, die Erfindung dieser Fabel ist überaus sinnreich, und die Einkleidung derselben recht sehr naif? Wollen sich aber unsre Leser mit dieser Probe nicht befriedigen ꝛc. Gewis, hier kommen allerliebste Sächelchen vor, und das letztere Stück insbesondere ist so erbaulich, daß einem das Herz **in Leib (im Leibe)** darüber brechen möchte.„

S. 107. Wir scheuen uns auch beynahe, den Hrn. **Meintel** eben so strenge, als einen andern Dichter, zu beurtheilen, da er seinen Nahmen durch ein grosses theologisches D. unserm **kritischen Gerichte** entzogen hat. Dieses symbolische Ehrenzeichen ist in dem Lande, woraus Hr. Meintel gebürtig ist, nicht ungewöhnlich: nur Schade, daß nicht allemahl academische Catheder etwas davon wissen. Sein Herr Vater, Stadtpfarrer in Windsbach, führt es auch. „

S. 204. Herr **Denso** versichert in der Vorrede, daß ihm diese Uebersetzung sehr viele Mühe gemacht habe: und ein jeder wird ihm dieses glauben, wenn er aus so vielen Proben sieht, daß er weder in der lateinischen, noch in der deutschen Sprache dermassen geübt seyn müsse, wie es bey einem guten

ten Uebersetzer nöthig ist. An vielen Orten sieht sie einer Schulübung gleich, da ein Schüler mit Hülfe eines treuen Wörterbuchs etwas von Wort zu Wort aus dem Lateinischen ins Deutsche bringt, ohne dasjenige zu denken oder zu verstehen, was er übersetzt hat. „

S. 287. „**Um Mosis willen!** ruft unser gnädiges Fräulein für Verwunderung aus. (da der Briefwechsel 1762. geführt worden ist; so glauben wir, daß die Juden, die mit der Reichsarmee gezogen sind, die letzte Formel hinterlassen haben.) „

S. 295. Herr Pastor **Hörnings** Buch: **Nichts von Ohngefähr**, hat nun die **Ehre**, in unsern wiederschallenden Briefen gelobt zu werden. Wahrhaftig er hätte Ursache, sich was darauf zu gute zu thun, wenn er wüßte, wie schön das gnädige Fräulein mit ihm umgeht. Gedanken, die zwar gut, aber wahrhaftig nicht selten oder neu sind ꝛc. werden als Muster einer englischen Betrachtung angeführt. Wenn etwan Fräulein V. wie sie bey andern Schriftstellern zu fragen gewohnt ist, zu wissen verlangt, wo Herr Hörning lebe, so haben wir die Ehre, ihr zu melden, daß er Pastor in Schweina, im Meinungischen, sey. Wenn sie ihm etwan ihre Zufriedenheit schriftlich bezeugen

 will,

will, so erbiethen wir uns, den Brief zu bestellen, weil wir die **Ehre haben**, ihn zu kennen.

S. 376 bis 383. enthalten eine Menge von Spöttereyen gegen den Herrn Generalsuperintendt **Kern** zu Hildburghausen.

S. 395. schreibt Hr. W. eine Stelle ab, „um den Lesern zu zeigen, wie sie sich der Striche bedienen müssen, um den Ton eines Sterbenden auszudrücken.„

S. 396 bis 402. sind lauter Spöttereyen und Anzüglichkeiten gegen den **Verfasser der Kunst deutsche Briefe abzufassen**, ohne auch nur **mit einem Worte** S. 402. der Pflicht eines unpartheyischen Kunstrichters gemäs zu handeln. Herr **Walch** wiederkäut hier alles, was er mit besonders gehäßig scheinenden Herzen gegen Hr. R. schon mehrmals gesagt hat. Aus gewissen Umständen, daran wohl dem meisten Theil seiner Leser nichts gelegen war, will er alles zuverläßig versichern. S. 399.

S. 447. Wie niedlich ist das nicht! Herr **Reiske** muß wohl auch so ein verschmitzter Gast seyn, der mit wunderbarlicher Gewendigkeit in allen Sätteln **reiten** kan, weil er ganze Perioden in lauter einzelne Sätze zerschneiden und eine Zeile in 10. andere verwandeln kan.

und

und S. 504. Uns fiel dabey ein, wie wohl die Uebersetzung eines Tacitus ausfallen würde, wenn sie in die Hände eines Reiske gefallen wäre." Vorher schon S. 443. "Ja freylich, Herr Reiske ist der Mann darnach, der dieses zu thun im Stande ist: sein feiner Geschmack läßt uns sehr viel neue Entdeckungen erwarten. Es kommt uns eben so vor, als wenn ein Bauer einen Saurin und seinen Herrn Pfarr mit einander vergleichen wollte." S. 443. Die Reden, so wie er sie verunstaltet hat, sind kaum eines Bauern auf dem schwedischen Reichstag würdig. "S. 455. Wahrhaftig! bald sollte man meinen, diese Zeilen müßte selbst ein Britschmeister geschrieben haben."

Sein allererster Period S. 1. ist ein vollkommenes Meisterstück in der Fertigkeit zu spotten. "Herr **Wieland** (denn also nennet er sich auf den Titeln seiner Schriften; und anders können auch wir ihn nicht nennen. Er ahmet hierin die Art der Ausländer nach, die sich ihrer Taufnahmen schämen und dagegen vor ihren Büchern mit einem Monsieur prangen.)"

Die neunte Regel.

Ein Recensent muß die artigsten Wendungen in seiner Gewalt haben, seinen Urtheilen einen Anstrich der Höflichkeit zu geben.

Dies fällt anfangenden Journalisten etwas schwer. Doch ein Mann, wie Hr. W. der nun schon drey Jahre lang manche Stunde mit Ausarbeitung anzüglicher Beurtheilungen verschwendet hat, ist durch die fleißige Uebung bereits zu einer Fertigkeit gelangt, die man nicht nur in seinen vier Pfählen, wie er sich S. 143. 442. auszudrücken pflegt, sondern auch öffentlich zu bewundern hat.

S. 180. Wer muß nicht bekennen, daß in diesem Gedicht viele starke Stellen vorkommen, obgleich nicht zu leugnen ist, daß *rc.*

S. 204. Wir thun es ungern, daß wir unsere Meinung so frey sagen müssen, allein wir müssen die Wahrheit schreiben.

S. 92. Sie lassen sich insgesamt wohl lesen; auch die Schreibart ist so ziemlich fehlerfrey. Doch werden unsere Leser hiervon keinen Auszug verlangen, weil sie theils in eigentlichem Verstand doch nichts vorzügliches und besonders enthalten, das des Abschreibens werth wäre, theils auch nach der Absicht unserer

serer Blätter hieher nicht gehören. Mit desto grössern Vergnügen würden wir uns bey den Gedichten verweilen, die den übrigen Raum dieser Bogen ausfüllen; allein wir müssen bekennen, daß sie von Herzen schlecht sind. Es ist nicht eine Zeile darunter, die nicht von dem schlechten Geschmacke des Verfassers zeugte, und den Zwang verriethe, mit welcher er sie zur Welt gebracht hat.

S. 3. Es sey ferne, daß wir durch diese allgemeine Anzeige H. W. zu nahe treten wollten. Wir geben vielmehr gerne zu, daß ꝛc. Um deßwillen müssen wir bekennen, daß uns die meisten Stücke dieser Sammlung, auch wider das erste Vorurtheil, unsern Beyfall beym Durchlesen abgezwungen haben. Wir haben mit Vergnügen ꝛc.

S. 13. Freylich gilt das, was wir hier sagen, nicht von allen Stücken dieser Sammlung, aber doch gewiß von den meisten. Wir können nicht leugnen, daß sie nicht alle sich selbst gleich sind; und von einigen wünschten wir gar, daß sie weggeblieben wären. Ueberhaupt scheint es, daß Hr. F. zur erzählenden Dichtungsart gar nicht gemacht sey.

S. 16. Freylich sind einzelne Ausdrücke darunter, die theils dunkel sind, theils auch besser hätten können gegeben werden.

S. 25. Von Herr Duschen, einem so fliessenden und angenehmen Dichter, hatte man dergleichen nicht zu befürchten: um desto weniger aber ist ihm dieser Barbarismus zu vergeben. Jedoch wir überwanden diesen Verdruß, und entschlossen uns demohnerachtet, sein Trauerspiel zu lesen rc.

Die zehnte Regel.

Ein Recensent kan sich leicht ein solches Ansehen geben, daß er mit wenig Worten ein viel bedeutendes Urtheil spricht.

Herr W. wird es vergeben, wenn ich die Geheimnisse seiner Denkungsart, Bücher zu beurtheilen, immer mehr ausfindig zu machen suche. Er ist mir mit seinen Entdeckungen vorgegangen und hat nach S. 485. dem Herrn D. Reiske die Grundgesetze abgesehen, deren dieser bey seiner Arbeit zu folgen schiene. Nur würde ich zu weitläuftig seyn, wenn ich allemal das Blat seines Journals angeben wollte, von dem ich den Beweis und die Stelle entliehen habe. Genug, wenn ich die Stärke des Walchischen richterlichen Ausspruchs darthue. Lauter schöne Floskeln, ein ganzes Wörterbuch damit anzufüllen:

„Es

„Es ist recht lächerlich; es ist abgeschmackt; es ist ihm unvergeblich; es ist ihm unverzeihlich; diese Unverschämtheit ist unausstehlich; ist das nicht eine unverschämte Uebersetzung? Ist das nicht schändlich, ja unverantwortlich für einen Gelehrten? Wir können nicht errathen; wir können gar nicht absehen; wir begreifen nicht; was dieses sagen wolle, verstehen wir nicht; wir sind beynahe unzufrieden darüber: dieser Ton steht unserm Dichter sehr wenig an; nichts kleidet ihn schlechter; sie kleiden ihn durchaus nicht; es sticht sehr ab; sie sind ihm durchaus nicht gerathen; wie niedlich! Nun kommt was ganz allerliebstes; kurz, man sieht es an ieder Zeile; kurz, es ist offenbar, daß er gar nicht zum Poeten gebohren; wir hoffen, er werde so viel Liebe für seinen ehrlichen Namen haben, uud ihn nicht aufs neue durch so elende Gedichte beschimpfen: „**D. Reiske** sollte von nun an eine Gelübde thun, keine deutsche Zeile mehr niederzuschreiben. Wir sagen es noch einmal: er ist ein warnendes Beyspiel für werdende Gelehrte, die die Reinigkeit ihrer Muttersprache verabsäumen. Wir wissen es gar nicht zu begreifen ꝛc. „

Wer Herrn **W.** von Person kennt, hätte ihm gewiß eine solche Frechheit nicht zugetraut.

Die elfte Regel.

Ein Recensent muß wenigstens zuweilen einige Bescheidenheit von sich blicken lassen.

Dem ganzen Heer neuer Schriftsteller unbarmherzig begegnen; dies erforderte auch besondere Kräfte, mit allen beleidigten Autoren anbinden und über sie siegen zu können. Es ist daher rathsamer, der Geisel zuweilen eine falsche Wendung zu geben, daß sie nicht so gar wehe thut. Ich bemerke diesen Kunstgrif an Hrn. W. wenn er sich so öfters der ihm ganz eigen gewordenen Ausdrücke bedient: „Wir unsers Theils; wir unsern Theils; unserm Bedünken nach; wie wir glauben; wir wenigstens; wie uns deucht; wenn wir so reden dürfen; wenn wir uns nicht sehr irren; wir wissen nicht, sollen wir sagen; nur eins möchten wir dabey erinnern; wir haben ungerne bemerkt; der Verf. wird es uns nicht übel nehmen; ob wir gleich gerne zugestehen; sie läßt sich gröstentheils, meistens wohl lesen; hin und wieder sind die schönsten Reflexionen und Sentiments eingerückt; einige Stellen werden schwerlich von dem Vorwurf der Dunkelheit gerettet werden können; das Stück hat einige gute Stellen.„

Die zwölfte Regel.

Ein Recensent muß alle Bescheidenheit vergessen, wenn er sichs einmal vorgesetzt hat, einen Autor auf alle nur mögliche Art zu beschimpfen.

Sollte wohl diese Regel statt finden, wenn ich mir nicht Hrn. W. Kritiken zum einzigen Muster, über Bücher richtig zu urtheilen, vorzustellen hätte? - - Er will gleichwol, besage seiner Vorrede, unverbesserlich und vorzüglicher, als alle Journalisten, seyn. Ich werde mich begnügen, wenn ich obige Regel aus seinen Urtheilen bewiesen habe. Der Werth seines Werkchens wird sodann sichtbarer werden.

Gegen drey Männer hat er es sich besonders angelegen seyn lassen, Grobheiten, Beschimpfungen und Beleidigungen zu begehen; denn dem vierten, dem Herrn Generalsuperint. **Kern**, hat er es wieder S. 517. abgebethen; **Gottsched, Stolle, Reiske**, der vierte wird nur ein hochwürdiger Verfasser genennt. Weder von Gottscheden noch von Stollen recensirt er eine Schrift in seinen diesmaligen Urtheilen; desto unerwarteter mußte es den Lesern seyn, wenn er die Gelegenheiten oft mit einigem Zwange herbey zog, sie zu schimpfen;

desto richtiger hat er meine gegebene Regel bewiesen.

Den Hrn. Pastor **Stollen** nennt er in einer witzigen Note S. 60. „das poetische Unthier, das im Hennebergischen leben soll.„

S. 106. „den hennebergischen Psalmensänger, den idealisch elendesten unter allen Poeten.„

S. 399. „ein poetisches Ungeheuer.„

S. 401. „den Albrechtser Barden.„

Gottscheden hält er S. 97. eine anzügliche Lobrede wider alle dortige Erwartung, er redet von seiner ehrwürdigen Secte, spricht S. 106. von Rodomantaden aller kundbar schlechten Poeten vom G. an; nennt ihn S. 129. den noch lebenden Stentor, und setzt S. 185. noch eins zum Schluß für den alten G. in L.

Mit **D. Reisken** geht er S. 439 u. f. wie auch 485 u. f. dergestalt um, als vormals die Scaligers und Scioppius ihre bäuerisch klingende Censuren einzurichten pflegten. Endlich denkt Hr. W. dieses Reiske noch S. 504. an einem Orte, da man dies Urtheil wohl nicht gesucht hätte.

Die

Die dreyzehnte Regel.

Ein Recensent muß nicht nur beurtheilen; er muß auch verbessern, wie man die Arbeiten eines Schülers corrigirt.

Aus einigen Stellen der Walchischen Urtheile läßt es sich sehr deutlich folgern, daß es Herrn W. allemal, wenn ich so reden soll, ein Stich an sein kritisirendes Herz ist, so bald ein Schriftsteller den gelehrten Urtheilsverfassern in der Vorrede das Compliment macht: sie möchten nicht nur tadeln, sondern es lieber besser machen. Doch, er hat gewiesen, daß ihm Verbesserungen ein leichtes sind. Er corrigirt daher verschiedene Stellen, die S. 47. aus des Herrn von **Mosers** Daniel angeführt sind, doch nur die, wo es ihm wenig Mühe kostete.

S. 57. führt Hr. W. ein Beyspiel aus der Rechtschreibekunst an und begeht selbst einen grammaticalischen Schnitzer. *)

S. 127.

*) Es will fast scheinen, der Herr Conrector habe diesen Fehler und mehrere Schnitzer gegen die deutsche Sprachkunst nicht ohne Fleis begangen, damit sich der gemißhandelte und beleidigte Schriftsteller leichter beruhigen möchte. Druckfehler können es nicht seyn, denn sie befinden sich nicht in den schönen Verzeichnissen,

S. 127. wiederfährt **Klopstocken** die Ehre der Correctur.

S. 167. werden Worte von **Schlegeln**,

S. 207. von **Denso**, S. 249. von **Leskow** verbessert. Die meiste Mühe giebt er sich, ein Lehrer des hochwürdigen Verfassers vom Triumpf vor dem Todtenbette, und des D. **Reiske** zu seyn.

nissen, deren wir schon gedacht haben. Ich will einige anführen, die bey der zweyten Auflage ohnmasgeblich zu verbessern sind.

S. 57. Wir würden diese Schreibart kaum einen (einem) Schulknaben vergeben.

S. 162. den (dem) Fehler abhelfen.

S. 191. Afecten, (Affecten)

S. 56. dem (denen) Genies, die

S. 63. in Leib (im Leibe)

S. 225. Der Gedanke, (den) dem sie haben werden.

S. 487. ein Tutzend, (Dutzend)

Die übrigen mag der geneigte Leser sodann selbst verbessern, und die Regel S. 167. dabey bemerken.

Die

Die vierzehnte Regel.

Ein Recensent, wie Herr W. will seinen Lesern auch dadurch nützlich werden, daß er ihnen wichtige Zweifel aufwirft, und die Beantwortung den Lesern überläßt.

Es dürfen eben nicht so dunkele Räthsel seyn, wie er S. 315. aus dem so sehr gelobten Greis den Lesern eins mittheilt und es ihrer glücklichern Auflösung empfiehlt, sondern es ist auch bey andern Gelegenheiten diese Regel wohl beobachtet worden, z. E.

S. 114. Man möchte hier fragen, wie der 1. Januar, und die Brunnencur zusammen kommen?

S. 160. Hier könnte man nun wohl fragen, wo dieser zweyte Bothe herkomme, da doch der erste kaum zurück hätte seyn können.

S. 207. Wir wollen übrigens den loben, der aus dieser Uebersetzung errathen kan, was Plinius sagen wollte.

Die

Die funfzehnte Regel.

Ein Recensent muß sich des Beyfalls seiner Leser immer versichert halten und sie oft daran erinnern, daß ein Journalist nicht Gewinnsts wegen, sondern lediglich zum Besten der Leser schreibe.

Ich würde den achten Theil des Walchischen Journals, die **weitläuftigen Auszüge** *) abgerechnet, abschreiben müssen, wenn ich die feinen Empfehlungen an seine Leser insgesamt hersetzen wollte, mit welchen er so gar freigebig gewesen ist. Nur mit einigen Beyspielen muß ich auch dieses Grundgesetz erläutern.

„Wir hoffen, dem Wunsch und der Erwartung unserer Leser gemäs zu handeln. Unsere Leser werden nun vermuthlich begierig seyn; wir wollen ihr Verlangen befriedigen. Wir hoffen, den Dank unserer Leser zu verdienen. Wir wollen nunmehr unser Vergnügen mit unsern

*) Es giebt Vernünftler, welche die vielen langen Auszüge, dergleichen man S. 35 bis 44. 87-91. 152-155. 210-213. 254-265. 302-315. 336-343. 354-358. nebst andern finden kan, für das allerelendeste Mittel halten, bald ein neues Stück in die Welt tragen zu lassen.

sern Lesern theilen. Jetzo also erweisen wir unsern Lesern das Vergnügen. Wir hoffen, unsern Lesern einen angenehmen Dienst zu erweisen. Wir wollen nun suchen unsern Lesern einen Begriff davon zu geben. Wir wollen uns die Mühe geben, das wesentliche daraus unsern Lesern mitzutheilen. Um aber unsere Leser in den Stand zu setzen. Wir hoffen, unsere Leser werden nun hinlänglich im Stand seyn, zu beurtheilen. Unsere Leser werden davon so gleich zu urtheilen im Stand seyn. Wir glauben nunmehr unsern Lesern genug gesagt zu haben, um es ihrem Urtheil zu überlassen. Da unsere Leser ein Recht haben, von dieser Schrift Nachricht zu erwarten. Wir würden die Geduld unserer Leser zu lange mißbrauchen -- sie werden sich auf eine eben so unangenehme Art betrogen gefunden haben, als wir.„

Dies sind die Förmelchen noch nicht alle, deren sich Hr. W. bedient, den Lesern seine bittere Arzeneyen zu verzuckern.

Die

Die sechzehnte Regel.

Ein Recensent, wie Herr W. kan sich sein Richteramt durch gewisse Förmelchen eben so sehr erleichtern, als in weltlichen Gerichten der Canzeleystyl behülflich ist.

So wie Hr. W. aus D. Reiskens Uebersetzung ein ganzes Wörterbuch von den pöbelhaftesten Sprüch- und Schimpfwörtern S. 443. zusammen zu stoppeln sich erkläret hat: so wäre es wol eben so leicht, aus seinen sechs Stücken der **Urtheile** ein Werk zu sammlen, das jungen Leuten zu gleichförmigen Gebrauch, wie die Autores mit Sinceri Noten, könne in die Hände gegeben werden. Auch anfangende Kunstrichter können diesen Meisterstücken ihres grossen Vorgängers ablernen, wie leicht es sey, durch Kritiken, nach W. Methode, ein Schriftsteller zu werden.

Desto befremdender wird es denen seyn, die bereits Hrn. W. Eifer bemerkt haben, in welchen er S. 167. ausbricht: „Auch hat uns „die öftere Wiederhohlung des Beyworts: „graus, nicht gefallen. Es gehört auch mit „unter die **Favoritwörtchen** mancher Schrift„steller, wovon wir schon einmal geredet ha„ben, nemlich S. 5. wo er schreibt: „stau-

„nen,

„nen, dies ist eins von den neuerfundenen Fa-
„voritwörtchen mancher Schriftsteller - -
„wir unsers Theils fühlen allezeit eine gewisse
„Dissonanz in unsrer Seele, so oft wir dieses
„Wort lesen müssen.„

S. 247. predigt er gegen ein **sehr allträgliches Flickwort** und S. 2. hatte er Herr Wielanden **Lieblingswörter** vorgeworfen.

Aber auch mir und mehrern Lesern hat Hr. Walchens **Lieblingswort interessant** ganz und gar nicht gefallen wollen. Man trifft es fast unzähligemal an, und ich würde eine halbe Seite mit Zahlen anfüllen, wenn ich alle Seiten bemerken wollte, auf welchen dies **Lieblingswort** vorkommt. Da giebts interessante Stücke; interessanten Inhalt; interessante Begebenheiten; uninteressante Reden; uninteressante Dinge; interessante Situationen; bald redet er: voll von den interessantesten Situationen; bald sind die Situationen durch und durch so interessent; bald sind durch und durch so interessante Insinuationen angebracht, daß sich die Situation der redenden Person durch und durch in einer Situation zeigt; bald in einer sehr interessanten Stellung; die für ieden Leser interessant ist; die nicht für trocken und uninteressant zu halten; bald wird die Situation immer interessanter; bald im höchsten Grad uninteressant; bald auf eine uninteressante Art,

die den Leser mehr verwirrt, als intereßirt. -- Genug!

Das ist nicht das einzige Lieblingswort. destiné, naif, naive, Naivete, Lectüre, simpel, Monotonie, idealisch, Süjet, poßierlich, pimpeln, lamentiren, praviren, scheußlich -- genug!

Das Wort **ehrwürdig** weiß er recht artig anzubringen. Da ließt man, ehrwürdige Namen eines Fräuleins, ehrwürdige Secten des grossen G; ehrwürdige Dichter; ehrwürdige Sammlungen; ehrwürdiges Ansehen; ehrwürdige Pracht, ehrwürdiger Mann, - - auch genug.

Zu seinen sehr **alltäglichen Flickwörtern** zähle ich vor allen: Sein beständiges „vielleicht; etwan; beynahe; allerdings; vermuthlich, wenigstens, kurz, ziemlich. Vorzüglich sind seine immer gemißbrauchten, falsch angewendeten und gehäuften Partickeln zu bemerken: indessen, übrigens, iedoch, aber, da, wenn, wofern, also, demnach ꝛc. Sollte sich irgend einmal iemand der deutschen Partickeln erbarmen, wie Turselinus bey den lateinischen gethan hat; es würde niemand geschickter seyn, von ihrem gehäuften Gebrauch besser zu schreiben, als der Schleusingische Journalist.

Die siebenzehnte Regel.

Ein Recensent, wie Herr W. sucht seinen Namen am meisten zu verbergen, wenn er recht spotten will, und setzt zü seiner Verbergung unter die Recension: eingeschickt.

Ich habe im fünften Stück zwo Abhandlungen gefunden, welche Hr. W. nach dieser Regel eingerückt hat. Es heißt,

S. 376. ist eingeschickt. Und

S. 396. „dieser Artickel ist uns von M. . . „aus zugeschickt worden, und wir haben ihn, „weil wir die Schrift nicht selbst vor uns hat„ten, ungeändert eingerückt.„ Beyde leichtfertige Aufsätze sind mehr als zu gewiß aus Herr W. eigener Feder geflossen. Man vergleiche die Schreibart, die Wendungen, die Ausdrücke. Er ist sich recht ähnlich und kenntbar geblieben. Ja, sie sind durchgehends in dem spottenden Styl geschrieben, der Herr W. kritischen Blättern eigen ist. Der Spottgeist, der iene belebt, herrscht auch hier. Von dem ihm übel gelungenen Aufsatz S. 376. worinn er so höchst unanständig Se. Hochwürden, den Herrn Generalsuperintendt Kern zu Hildburg-

hausen behandelt, weiß iedermann, daß Herr W. diese boshafte Kritik abgefaßt, aber vielleicht einen andern vermeinten Verfasser habe züchtigen wollen. Er hat selbst seine Angst an verschiedenen Orten bekannt werden lassen, die ihn damals quälte, als seine Freveley entdeckt wurde. Man will es von dem Buchdrucker gehört haben; auch der Verleger ist nicht verschwiegen genug gewesen. Dennoch wollte Herr W. zum Schluß des sechsten Stücks allen Verdacht von sich ablehnen, und wurde so gleich von eben der Poesie ein eben so übertriebener Lobredner, als er kurz vorher der schlimmste Recensent gewesen war.

Ein Schreiben aus Hildburghausen erzählt diesen kritischen Vorfall also: „Herr W. wird in seinen Recensionen immer kühner, und es ist zu bewundern, daß dieser präcoxische Recensent noch nicht nachdrücklich auf die Finger geklopft worden. Lesen Sie doch, wie unanständig er in dem fünften Stück seines Journals das allhier verlegte Oratorium, **der Triumpf vom Todbette**, beurtheilt. Nicht nur über das Titelkupfer und Anfangsvignette macht er sich bis zum Eckel lustig, sondern er nimmt auch etliche Stellen des Gedichts in die gröbste Censur. Wie muß es mit dem Gehirn nnd mit dem Herz eines Kritici beschaffen seyn, welcher schreibt: „Welch ein prächtiges Gewebe von

„von Schwulst und Galimathias ist das nicht! --
„Wer nur mit diesem geheimnißvollen Striche
„seine Zeilen schließt, kan so tolles und unver-
„ständliches Zeug schreiben, als er will. - -
„Wahrhaftig, hier fürchten wir, daß viele un-
„serer Leser sagen mögen, der Mann ist nicht
„ge...! - - Wir unsers Theils sind schlech-
„terdings nicht im Stande, weder eine gram-
„maticalische Construction, noch einen gesun-
„den Menschenverstand in diesen Zeilen zu fin-
„den. Was soll es doch nur um des Him-
„mels willen heissen ꝛc. - Der gute Mann hat
„vermuthlich sagen wollen -- kein vernünftiger
„Mensch redet zwar so, allein wer wird denn
„auch von einem grossen Poeten verlangen, daß
„er, wie andere Leute, reden soll. - - Hier
„fragen wir ieden unserer Leser auf sein gutes
„Gewissen, ob er einen Gedanken mit diesen
„Worten verbinden könne. - - Warlich, wenn
„es einen Grad der Begeisterung giebt, der
„an die Tollheit gränzt, so ist dies Recitativ
„ein Beyspiel davon.„ -- -- Wem machte
aber Herr W. alle diese gehäßige Beschul-
digungen? Er hielt den Herrn D *Z* für
den Verfasser, und zur Verunglimpfung dessel-
bigen wollte er sich belustigen. Ohne Grän-
zen war daher seine Bestürzung, als ihm und
allen bekannt wurde, daß Se. Hochwürden
der Herr G. S. K. zu H. der wahre Verfasser
sey. Bestürzung, Angst und nagende Vor-

würfe, wovon ich sichere Nachricht habe, zwungen daher den Herrn Conrector zu dem umständlichen **Wiederruf**, welchen Sie zum Schluß des sechsten Stückes seiner Auszüge lesen, beurtheilen, belachen können. Er nimmt seine Zuflucht, wie gewissenlose Advocaten, zu allerhand Erdichtungen: „Der Gothaische Zei-„tungsbothe habe ihm die Schrift zum Ein-„rücken gebracht; das Gedicht wäre nicht bey-„gelegt gewesen; er habe es auch sonst damals „mit keinem Auge gesehen; er habe dem Re-„censenten keine böse Absicht zugetraut; ieder-„mann werde ihm so viele Billigkeit zutrauen, „daß er zu der Zeit nicht einen Schatten einer „Nachricht von dem Hochwürd. Herrn Verf. „des Gedichts gehabt,„ und wie die elenden Vorspiegelungen weiter lauten, die sich alle dadurch so gleich widerlegen, da gewiß genug ist, daß Herr W. die übel aufgenommene Kritik selbst abgefaßt hat. Seine grosse Unruhe bezeugt er durch die seltene Art der Vertheidigung. Denn, ohne die vorhin im 5ten Stück getadelten Stellen und gebrauchten ehrenrührige Ausdrücke auch nur mit wenig Worten zu widerlegen, bewundert er nun auf einmal „in „dem Oratorio einen Schwung und einen Grad „der Hoheit, die er noch bey keinem deutschen „Dichter wahrgenommen hätte. Dies nö-„thigt ihn, den Verf. einem **Rammler** an „die Seite zu setzen. Nur der Name des

„Herrn

„Herrn Verfassers macht ihm das Gedicht dop-„pelt wichtig und merkwürdig, weil es, einen „**Cramer** ausgenommen, so etwas seltenes sey, „bey des Herrn Verfassers Stande und Amte „einen so grossen Dichter und einen wahrhaf-„tig schönen Geist zu finden. Er widerspricht „seiner Recension öffentlich, erklärt sich und „seine Auszüge davon völlig rein„ und ertheilt erwähntem Gedichte eben so schnell sein unleugbares Lob, als er unüberlegt, hurtig und boshaft war, es vorher auf das häßlichste vorzubilden.

Vielleicht erwachen einige von denen Schriftstellern, die er aus schlechten Absichten beleidiget hat, und liefern die **Walchiade** zum Druck, wie wir eine Dunsiade gelesen haben. Das Motto, denn davon ist Hr. W. ein Freund, das Motto könnte eben das Urtheil über ihn seyn, welches er S. 496. über den Hrn. D. **Reiske** in Leipzig so dictatorisch gesprochen hat: Hic niger est, hunc tu, Romane, caueto. Ich bin ꝛc.

Die Dritte Abhandlung.

Gelehrte von Ohngefähr.

Die Unwissenheit ist eine der vornehmsten Zierden eines **Kunstrichters von Ohngefähr.** Wenn nur der Kriticus von solcher Gattung einige Kunstwörter und Zeitungsformeln versteht, mit denen er um sich werfen kan: so achtet er sich schon im Stande zu seyn, andere Gelehrten zu beurtheilen. Eine doctormäßige Gelehrsamkeit erwartet man nicht von ihm. Würde er sich sonst mit dem diesmals herunter gekommenen Handwerk eines Zeitungsschreibers oder Journalisten abgegeben haben? Nur den Inhalt treulich abgeschrieben, einige Spöttereyen und Schimpfwörter gesagt, wenn es obige vier Regeln nicht verbiethen, und sodann mit zweydeutigen Redensarten die Recension geschlossen.

Insgemein wird derienige ein **Gelehrter** genennt, welcher in der lateinischen Sprache etwas begriffen, nach der gewöhnlichen Art eine

Zeitlang auf Universitäten studirt und sich einer Hauptwissenschaft gewidmet hat. Um eine richtige Erkenntniß der Wahrheiten, die nicht sogleich in die Augen fallen, und um eine brauchbare Anwendung dieser Kenntniß, ist die geringste Sorge bey den meisten. Man darf nur das grosse **Lexicon der Gelehrten** eines unverdrossenen **Jöchers** aufschlagen; welche Menge von Namen solcher Männer, deren viele wol **von Ohngefähr** unter die Liste der wahren Gelehrten gekommen sind. Würden **vier** starke Quartbände nöthig gewesen seyn, die eigentlichen Gelehrten in richtiger Säulenordnung vorzuzeichnen? Der erste Octavband wäre noch immer hinlänglich, und **Götte, Moser, Neubauer** 2c. würden die Verzeichnisse ihrer angeblichen Gelehrten auch einschränken können. Jöcher sagt in vielen, und diese in etlichen geschmückten Lebensbeschreibungen weiter nichts, als

er lebte, schrieb ein Buch und starb,

und hierinn sind solche Lebensbeschreibungen dem Anhange derer Leichenpredigten fast ähnlich, die an vielen Orten iedem Handwerksmanne und bemittelten Bauer gehalten werden. Ihr Lebenslauf sagt eben das Rühmliche. Die gelehrte Veränderung

er schrieb ein Buch

sollte das einzige sichere Unterscheidungszeichen vor andern ehrbaren Mitmenschen seyn, wären

es auch nur die magern Titel derer Dissertationen, die der gepriesene Mann etwan als Respondens unter Händen gehabt hat.

Oder, ist denn das der Gelehrte, der zu nichts anders gebohren zu seyn scheint, als daß er zusammenschreibe, übersetze und ein lebendiges Register derer Gedanken sey, die andere erfunden haben? Solche Zusammenschmierer aus mühsamen Collectaneen-Büchern denken nicht selbst; nur ihre Finger schreiben das nach, was andere Männer gedacht haben, die Beyfall erhielten und itzt den vorigen Beyfall unter einer übelgerathenen Einkleidung verliehren werden. Ihre Schriften sind, dem ersten Anblicke nach, Zeugnisse einer erstaunlichen Belesenheit; der Zusammenhang aber und die Wendungen in ihrem Vortrage sind so lächerlich, wie der Harlequinsrock wegen seiner zusammengestickten Lappen und übelgewählten Schattirung auch von Kindern belacht wird. Solche gelehrte Männer gehörten in eine andere Gattung von Listen, und ihre Namen sind **von Ohngefähr** in die gelehrten Lexica gesetzt worden.

Die Geheimnisse so vieler, gelehrt zu scheinen und ihre Kunstgriffe,

Zwölf Bogen voller Nichts mit Jauchzen auszuhecken; diese Schliche sollten mehr bemerkt und in ihren Lebensbeschreibungen, andern zur Warnung, mit gemeldet werden. In den Ge-

schich-

schichten der Englischen Spitzbuben, eines Cartouche rc. sind besondere Geheimnisse entdeckt worden, sich auf eine unerlaubte Weise und arglistig zu bereichern; und wenn auf der Universität zu * * der Herr * * * in ieder Messe mit 10 bis 12 Alphabeth neuer Schriften hervortritt, die er neben seinen academischen Vorlesungen und andern wichtigen Amtsgeschäften will abgefaßt haben: so mußte wol manches Register und andere Tröster gute Dienste leisten, wenigstens gaben sie vielfache Veranlassung zu guten Gedanken, wie **Hübners Reimregister** vielen, die nicht zu Poeten gebohren sind, schöne Anleitung zu ganz unerwarteten Touren erborget hat. Könnte man ohne solche Hülfsmitel von einem einzigen Manne fordern, daß er in einem Jahre weitläuftige Werke von der Dichtkunst, Beredsamkeit, Baukunst, Bergwerkswissenschaft, Haushaltung, Politik, Finanzien, Historie, Kritik, Rechtsgelahrheit, Chymie und auch noch einen starken Band theologischer, moralischer und polemischer Abhandlungen der Welt vor Augen zu legen im Stande seyn möchte? Wie groß würde sein Ruhm geblieben seyn, wenn er nicht bey dem Anblick seiner weitläuftigen Büchersammlung **von Ohngefähr** auf diesen, auf ienen Artikel gefallen wäre?

Dies **ohngefähre** Mittel, gelehrt zu scheinen, könnte auch mit einer wohlanständigen

Art

Art auf Akademien öffentlich gelehret und practisch mit eigenem Exempel gewiesen werden. Voll Verwunderung erstaunt insgemein der angehende Student über die unsäglichen Einsichten des Herrn Professors. Was dieser Lehrer redet, ist dem Zuhörer fast göttlich. Vielleicht verlöhr sich ein beträchtlicher Theil der Hochachtung, wenn dem Student die Reitpferde bekannt wären, auf denen der Vortrag des Lehrers zum Erstaunen daher galoppirt. Ist es denn wol das erstemal, daß sich ein junger Doctor der Weltweisheit bey dem Vortrage einer einschläfernden Metaphysik in die aufweckenden Beyspiele eines **Taubmanns** herabließ, den er fleißig las; aber die Quelle seines scharfsinnigen Scherzes so wenig nennte, als der Mediciner den bekanntesten Kräutern bey Abfassung des Receptes die deutschen Namen giebt, desto verborgener in seiner Kunst zu bleiben.

Unter allen Lebensbeschreibungen neuerer Zeiten ist wol kein höheres Muster der Aufrichtigkeit, die in solchen Beschreibungen herrschen sollte, als uns der unerschrockene Verfasser des Lebens und Charakters des **Grafens von Brühl** in verschiedenen Briefen geliefert hat. Eben so gewissenhaft sollten auch die Geheimnisse vieler Gelehrten, wie sie groß geworden sind, der Zusammenhang ihrer Handlungen, die böse und unrühmliche Seite ihres Herzens,

wie

wie die gute, entdecket werden. Dadurch lernte man die Verstorbenen näher kennen, und itzt lebende Männer würden das **Etwas von Ohngefähr** nicht so oft mißbrauchen. Man preißt sie hingegen bey gesunden, bey lebendigem Leibe seelig, und der weise **Solon** wird an ihnen zum Lügner.

Ich irre mich. Es giebt Lebensbeschreibungen der Gelehrten, wo der Verfasser mehr Fehler, als Gutes von dem Manne sagt, von dem er schreibt. Bayle hat viele, viele Fehler der Gelehrten aufgedeckt. Ist ihm aber auch allemal zu trauen? Er lobt, welche er seinem Gutachten nach loben wollte; er lobt die Vertheidiger des Atheismus und Manichäismus, und findet an Orthodoxen vieles zu tadeln. Wird ein Langianer dem Wolfianer auch die Vorzüge in der Lebensbeschreibung zugestehen, die **Wolf** und dessen Anhänger wirklich hatten? Die Verfechter des Pietismus werden von ihren Freunden anders beschrieben, als **Neumeister** von dieser Secte zu reden gewohnt war. So sind die meisten Lebensläufe der Gelehrten, wie die prächtigen Lebensbeschreibungen der Hohen und Begüterten, nur nach ihren Verfassern zu prüfen. Man muß fragen: war etwa der Concipient ein gedungener Lobredner? War der Verfasser von Vorurtheilen gegen diesen, gegen ienen frey? Wer **Luthers** Leben aus den Schriften eines Jesuiten wollte kennen

lernen, der würde so viel gründliches lesen, als Mayer in seinem catholischen Catechismus vorgebracht hat, wo er sich solcher scheinbaren Beweise bediente, wie sie die Advocaten in ihren gründlichen Deductionen zu führen pflegen.

Man müßte also den Gelehrten mehr nach seinen Leidenschaften, mehr nach seinem Wunderbaren, als nach dem Gewöhnlichen betrachten. Gewiß, solche Aufdeckungen in dem Leben der Gelehrten würden nützlicher seyn, als die Menge der Jahrszahlen und Tage, die wol gar nach zweyerley Kalendern hinzugesetzt worden. Ist denn das etwas besonders, daß dieser Gelehrte den ersten April gebohren wurde? Hilft mir dies etwas zur Kenntniß seines Charakters? Er kan vortreflicher in seiner Denkungsart, er kan löblicher in seinem Betragen, er kan gründlicher in seiner Gelehrsamkeit, dem ersten April zum Troß, seyn, als ein anderer, der den ersten Januar gebohren war, und gleichsam den Seegen des neuen Jahrs mit zur Welt brachte.

Ein Gelehrter bleibt allemal noch ein Mensch, ein fehlerhafter Mensch. Der stärkste Reuschianer, der gottseligste Theolog, der muthigste Held gegen seine aufrührischen Leidenschaften, zeigt noch eine schwache Seite, wenn er sich gleich Mühe giebt, sie zu verbergen. Man ist gegen Niemanden aufmerksamer, als

gegen

gegen den, welcher sich aller Beschuldigungen entziehen will.

Ein Gelehrter ist ein Mitglied des gemeinen Wesens. Und welche Menge derselben glaubt nicht, sie wären **von Ohngefähr** und nur für sich allein in der Welt? Ihnen ist ihre Studierstube die Welt; die stummen Bücher sind ihre einzige Gesellschaft. In dieser Verfassung arbeiten sie für die Unsterblichkeit, und die Welt erfährt doch nicht, daß sie zu leben angefangen haben. Wer genießt ihrer? Etwa das Papier, das sie mit unbrauchbaren Grillen besudeln, für der Kritik verbergen, und sich selbsten ein hellflammendes Opfer im Ofen endlich damit anzünden, daß ihr grosses Werk auch, der Absicht gemäß, gebraucht werde. Ich weiß schon den Einwurf: So sind wenige! Aber sind ihrer etwa mehrere, die sich nicht vor der Welt verschliessen und doch der Welt wahrhaftig dienen wollen? Sich als ein brauchbares Mitglied dem gemeinen Wesen widmen, dies erfordert mehr, als sein Aemtchen gegen die richtige Auszahlung der Besoldung verwalten, daß die Vorgesetzten nicht darüber klagen oder mit Absetzen drohen dürfen. Die uns anvertrauten Menschen sind die nächsten, die einen Anspruch auf uns haben. Der Gelehrte sollte sich aber nicht so enge einschränken. Er kan, er sollte mehrern dienen.

Ein Gelehrter unter den Christen sollte ein Christ seyn. Die Pflichten des Christen erfordern eine richtige Erkenntniß von Gott, und den Lehren der heiligen Religion; sie verlangen eine genaue Befolgung der Vorschriften dieser Religion und des Verhältnisses, in welchem man mit andern Menschen stehet. Aber, wie handelt ein Charletan? Oder, welche Liebe gegen die heilige Schrift bezeugen die meisten Gelehrten? Von ihnen wird gemeiniglich das Buch am wenigsten gelesen, welches das einzige göttliche, das einzige fehlerfreye ist. Du bist glücklich, du einfältiger Bauer, daß du deine Bibel über alle Bücher schätzest, sie fleissig liesest und nach ihren Vorschriften dein Leben einrichtest.

Als ein Mensch, als ein Mitglied der Welt, als ein Christ müßte also der Gelehrte in seinem Lebenslaufe behandelt werden, und eben daher hat eine genaue Lebensbeschreibung der Gelehrten unsägliche Hindernisse, wenn man mit Unpartheylichkeit schreiben will. Viele Gelehrten nehmen sich aus viel nützender Vorsicht selbst die Mühe, ihr preißliches Leben aufzusetzen; dies wird den Journalisten mit einer besiegenden Erkenntlichkeit sauber geschrieben zugeschickt, und die Verfasser gelehrter Zeitungen sehen nichts lieber, als wenn sie ihren eigenen kurzen Othem schonen, und die grosse schwer zu blasende Trompete der Fama mit frem-

fremden Winde so ausfüllen können, daß der Schall weit gehört wird. Oder, der dankbare Herr Sohn beweist seinem still entschlaffenen Vater das letzte Merkmaal der kindlichen Liebe, und sagt so viel schönes von der Asche seines Herrn Vaters, als zehn Bogen kaum fassen können. Wie groß wäre der Lebenslauf geworden, wenn von den wahren Verdiensten eben so viel, als von der Asche, hätte können gesagt werden?

Ich weiß Gelehrte zu nennen, die in ihren letzten Willen dem Verfasser ihrer Lebensbeschreibung ein ansehnliches Vermächtniß für diese Bemühung aussetzten. Ein solcher gerichtlich und in bester Form gedungener Schriftsteller ist Gewissens halber verpflichtet, die Sprache des Dankens in lauter Lobsprüchen reden zu lassen.

Ehe ich mir noch in den Sinn kommen ließ, einmal ein Schriftsteller zu werden, trug ich alle Lebensläufe zusammen, die andere in Auctionen kaum für einen Appendix annehmen wollten. Ich war so ein fleißiger Leser derselben, daß ich bald in Stand gesetzt war, bey erfolgtem Ableben des * * * die Feder zu führen. Er hatte das Pfarramt zu * * geführt. Ich sagte, ohne mir sonderliche Mühe gegeben zu haben:

„Unser Verstorbener hat das Licht dieser Welt erblickt zu * im Jahr 1699. den 26 Decemb. alten Kalenders. Sein Vater * * ist daselbst lange Jahre ansehnlicher Vorsteher und Mitnachbar gewesen. Die Mutter war * * eine gebohrne * *. Und wie nun Adler nur Adler zeugen und von keinem gebiethrischen Löwen zu erwarten ist, daß er ein erdwühlendes Kaninchen zeuge: so suchte unser nun entschlafener Mitbruder von Jugend an, berühmten Leuten nachzueilen. Sein Pathe war * * und von diesem empfieng er die schönen Namen * *. Schon in seinem fünften Jahre fieng er an, die dasige Dorfschule zu besuchen, und brachte es darinn so weit, daß er im dreyzehnden Jahre aus dieser Schule genommen und in die vierte Classe der hochberühmten Stadtschule zu * * gesetzt wurde. Dort genoß er den vortrefflichen Unterricht des Herrn * * und * *. Er war in seinem Studieren so unverdrossen, daß sich sein Vater herzlich darüber freute und sich entschloß, den Sohn beym Studieren zu lassen, es möchte auch kosten, was es wollte. Daher gieng er im 17. Jahr auf das Gymnasium zu * * und war im zwanzigsten Jahre im Stande, auf die weltberühmte Universität * * unter häufigen Thränen seiner Mutter und Geschwister, zu ziehen, nachdem er zuvor eine gelehrte Abschiedsrede, **von denen Söhnen, die den Ruhm ihrer Eltern über-**

schrit-

schritten haben, gehalten hatte. Auf der Akademie hörte er seine Collegia bey den berühmtesten Männern, und nach Verlauf zweyer Jahre wünschte sein Vater, ihn predigen zu hören. Er gieng in sein Vaterland zurück, wurde ein Candidat und ließ sich nachher im Predigen verschiedentlich hören. **Von Ohngefähr** gieng ihm in seinem 29sten Jahre der lang gewünschte Glücksstern auf. Er ließ sich dem Pfarr zu * * als Substitut beysetzen, folgte seinem innern Beruf und trat im Jahr 1728 den 5. März dies Amt an. Aus schuldiger Erkenntlichkeit gegen den alten Pfarr, sprach er ihn um dessen einzige Tochter, itzt tiefgebeugte Frau Witwe, schon an dem Tage seiner Anzugspredigt an, und die Trauung erfolgte wenige Wochen hernach. Diese Ehe war auch nicht ohne Seegen, und sechs hofnungsvolle Kinder begleiten itzt ihren früh verstorbenen Vater zur Gruft. Im Jahr 1739. erhielt er das Amt alleine, und es ist iedermänniglich bekannt, wie gelehrt seine Predigten und wie unverdrossen seine Lebenstage gewesen sind. Seine Krankheit belangend, so ist solches die gewöhnliche Krankheit aller Gelehrten, nemlich das Malum hypochondriacum, gewesen, womit er gar lange, doch bey aller Geduld, geplagt war, bis es ihn überwältigte, daß er vorgestern Abends um ¾ auf 9 Uhr seinen Wandel sanft beschloß, nachdem er sein Alter

kaum gebracht hatte auf 47 Jahr, 7 Monat, 6 Tage und 2 ½ Stunde. „

Damals, wie ich dieses Meisterstück schrieb, wußte ich noch nicht, daß man in dem Lebenslaufe eines Mannes, der dazu gesetzt ist, andern als ein Licht zu leuchten, besonders reden sollte von seinem göttlichen Beruf, von seiner Lehre, von seinem Lebenswandel, von seinem Amtsseegen, von seinen Amtsgaben, von seinen Prüfungen. Ich hätte in dem vorstehenden Aufsatze mehr von dem übertriebenen Hochmuth, den ihm sein Vater eingeprägt hatte, und worüber die ganze Gemeinde und alle Benachbarte klagten, sagen sollen. Es wäre nöthig gewesen, den Grund seines Eintritts ins Predigtamt näher aufzudecken, wenn es nicht ieder seiner Zuhörer gewußt hätte, daß die Substituterey und die Tochter zwey untrennbare Dinge gewesen wären. Von seinen Amtsgaben wußte ich nicht viel zu sagen. Wenig gelernt, wenig studiert, wenig meditirt. Damit aber doch etwas gesagt würde, so nennte ich seine Predigten, **gelehrte Predigten.** Der Grund seiner Krankheit war nichts weniger als hypochontrisch. Sein zügelloses Leben auf Schulen und Universitäten, und die dasigen Ausschweifungen regten sich in dem Cörper, und er war zu sehr geschwächt worden, als daß er es länger, bis ins 48 Jahr hätte aushalten können. Von seinem unanständigen

Betra-

Betragen gegen die Frau, der er doch Amt und Brod zu danken hatte, von den Kränkungen, womit er seinem ehrlichen alten Schwiegerpapa in die Grube geholfen hat; von seiner schlechten Kinderzucht schwieg ich mit Fleiß. Alle Bauern redeten nicht mehr heimlich davon, und liessen es sich äusserst angelegen seyn, daß die wilde Brut des nächsten aus dem Dorfe geschafft würde.

Unter den vielen Lebensbeschreibungen, die ein **Zeidler** in sein weitläuftiges **Universal-Lexicon** eingerückt hat, wird man die meisten so trocken finden, daß der beschriebene Gelehrte kaum als ein Gelehrter sichtbar wird. Und ist es denn auch nöthig, alle Kleinigkeiten beyzubringen, die uns von dem Manne einen übeln Begriff machen und seine bedeckte Schande aller Welt vor Augen legen könnten? Die Liebe des Nächsten lehret uns, auch der Aufrichtigkeit unbeschadet, von den Todten nichts als lauter Gutes zu sagen, wenn man nicht etwa sonst willens ist, sein Müthchen an einem Verstorbenen zu kühlen, der irgend im Leben dem Verfertiger seiner Geschichte zuwider gewesen.

So sind die geheimen Nachrichten und Briefe vom Herrn **Menantes**, oder **Doctor Christian Friedrich Hunolds** Leben und Schriften beschaffen. Die Schreibart ist durch-

gehends gemein, ja vielmals niederträchtig; der Inhalt aber giebt nichts, als magere Erzählungen von Menantes unordentlichem Leben, von seinen Liebesstreichen, die er gespielet, da er sich mit einem Frauenzimmer in Weissenfels versprach, und sie, nachdem er in Hamburg etwas anders gefunden, sitzen lassen; von dem vertrauten Umgang, den er daselbst mit etlichen Operfrauenzimmern gehabt; von den Verdrüßlichkeiten, die er sich durch seine Schriften allda zugezogen, und den unerlaubten Mitteln, wodurch er sich aus vielen losgewickelt; von seiner Entweichung aus Hamburg ꝛc. Man hat einige seiner Liebesbriefe, so er in gebundener und ungebundener Schreibart an seine Geliebte abgelassen, und derselben Antworten eingerücket, ja auch nicht einmal fünf oder sechs schmutziger und gar nicht sinnreicher Reime vergessen, die er zu Beschimpfung eines Frauenzimmers, welches ihm einstmals eine grobe Antwort gegeben, verfertiget und an ihre Thüre geklebet hatte. Kurz, was ein junger verliebter Student, der sein Vermögen durchgebracht, nachher, um sich des Hungers zu erwehren, ein Opern- und Romanenschreiber geworden ist, vor Ausschweifungen gemacht hat, bis er von **Ohngefähr** und durch ein unvermuthetes Geschick eine bleibende Stätte gefunden, das ist in diesen so genannten geheimen Nachrichten so schlecht, als möglich, entworfen.

Ist

Ist nur der allein ein Gelehrter, dessen Leben man lesen, mit Nutzen lesen möchte, der sich durch Schriften bekannt gemacht hat, gesetzt auch, es wären nur etliche Bogen, die ein müßiger Buchdrucker auf Kosten des Verfassers abdruckt? Hat nicht ein **Ohngefähr** vielmals einen so starken Einfluß in den unbrechbaren Eigensinn einiger Gelehrten, daß sie, aller ihrer Fähigkeiten ohngeachtet, dennoch nichts schreiben wollen? Und soll denn solcher Gelehrten gar nicht weiter, als etwa nur in den Kirchenbüchern, kürzlich gedacht werden? Vielleicht bemerkten sie, wie das **Ohngefähr** von ieher einen starken Einfluß in die verschiedenen Gattungen der Wissenschaften gehabt habe, und furchten sich vor der mißlichen Ehre eines Schriftstellers.

Den freyen Künsten und andern Wissenschaften ist es, wie allen Dingen in der Welt gegangen. **Von Ohngefähr** sind sie gestiegen; **von Ohngefähr** sind sie gefallen. Ehemals wurde demienigen allein der Name eines Gelehrten beygelegt, welcher seine Zeit anwandte, die Ursachen und Gründe göttlicher und menschlicher Dinge zu erforschen und die ausgespähten Wahrheiten gründlich und lebhaft vorzutragen. Unter diese verdienstvollen Männer mischten sich bald hernach solche Leute, die ohne Einsichten gelehrt thun wollten. Sie suchten alle Weisheit und Gelehrsamkeit in ei-

ner leeren Schwatzhaftigkeit; dann kam die scholastische Philosophie, die endlich in unreine Redensarten und verwirrte Disputationen verfiel, wo man das richtige und gute unter den Schlacken nicht finden konnte. Wer damals nicht über den **Aristotelis** schrieb, der wurde vor keinen Gelehrten gehalten; viele hielten es mit dem **Scotus**; und ein grosser Hause hieng dem **Thomas** an, welcher insgemein das Alpha der Scholastiker genennt wurde. Einem **Luther** glückte es, den Sauerteig der falschen Lehre auszufegen und auch die schönen Wissenschaften wieder in die Höhe zu bringen, welche nach dem Untergange des Römischen Reichs durch den Einfall der Gothen und Longobarden bey Ueberhandnehmung des Pabstthums und durch die arglistigen Künste der Geistlichen ganz vetrieben zu seyn schienen. Auf diese Barbarey folgte das Seculum Ciceronianum, und wer nur den Cicero imitirte, der konnte sich schon einen Gelehrten nennen lassen. Darauf folgten die häufigen Ausbesserungen und Verfälschungen der Griechischen und Lateinischen alten Poeten, Redner, Geschichtschreiber und Philosophen. Da nennte man niemanden einen Gelehrten, welcher nicht libros emendationum, lectiones variantes, adversaria, oder wenigstens commentationes geschrieben hatte. Endlich schien die Philosophie sich aus ihrem langen Schlummer wieder zu

erhoh-

erhohlen. Doch wurde einem **Wolf** ieder Schritt schwer gemacht.

Zur Erleichterung der studierenden Jugend fieng man an, auf Schulen und Academien teutsche Vorlesungen zu halten; man vergaß den vorigen Fleiß auf die gelehrten Sprachen, führte die französische Sprache dagegen ein, und gab dem Schüler gelehrte Zeitungen und Monatsschriften in die Hand, darinn den Kern der Wissenschaften ohne Mühe zu finden. Man suchte auf Schulen durch Encyclopädien die Bezirke aller Wissenschaften vorzutragen; man las pansophische Collegia, flüchtige Cursus über die Philosophie, Theologie ꝛc. und wollte schon in dem ersten Universitätsjahre Vielwissende aus ihnen machen; man gewöhnte sie zum richtigen Gebrauch der Wörterbücher, der Bücherverzeichnisse grosser Bibliotheken, der Meßcatalogen und der Register an den Büchern. So wurde ein **Gelehrter von Ohngefähr** gebildet, welcher sein Leben in müßiger Sicherheit und Ruhe zubringen, bis an den hellen Tag schlaffen, lustige Gesellschaften besuchen und sich mit dem Spiel belustigen konnte. So beförderten sie die Gesundheit und ein langes Leben; kein Nachtstudiren, kein langes Sitzen, kein scharfes Nachsinnen schwächte die Kräfte. Ein flüchtiger Blick in die neuesten Zeitungsblätter sättigte alle Wißbegierde, und

der gelehrte Mensch konnte in allen Gesellschaften mitsprechen. So würde Lycidas zum Gelehrten gemacht.

„Beobachtet diesen zum Erstaunen gelehrten Mann in einer Gesellschaft von Leuten unterschiedenen Alters und Standes. Er hört, daß man von der Liebe, von der Staatsklugheit, von der Sittenlehre, auch von der Philosophie spricht. Dieses alles sind leere Töne, die ihm um die Ohren herumstreifen, ohne daß sie in seinem Gehirn nur das geringste Bildchen zuwege brächten. Er sitzt auf seinem Stuhl, als ob er darauf gegossen und angeschmiedet wäre, iezuweilen gehen ihm die Augen im Kopfe mit steifen und dummen Blicken herum. Endlich läßt **ohngefähr** ein Staatskluger Zeitungsleser den Namen **Rom** aus dem Munde fahren; siehe, da bekommt mein Gelehrter einen Stoß, daß er aufwacht. Man erschrickt über das Hin- und Herdrehen seines Leibes, und man sieht einige Funken von dem Feuer, das ihm in die Augen schießt. Woher entsteht doch diese gählinge Veränderung? Man hat eben die rechte Saite seiner Phantasie berührt. Die verkettelten Bilderchen springen haufenweis aus ihren Häuserchen. Sein Gehirn wird in dem Augenblick mit verfallenen Triumphbogen, mit verschütteten alten Amphitheatern, zerstümmelten

Denk-

Denksäulen, zerbrochenen Opfergefässen, Aschentöpfen, zerlumpten alten Kleidungen und von Rost gefressenen Denkmünzen über und über aufgeputzet. Er öfnet den Mund, er fängt an zu reden; allein sein ganzes Gespräch besteht in einem dürren und trockenen Gewäsch von alle dem, was er von dieser Sache weiß, dabey nicht die geringste nützliche Betrachtung zu hören ist. Er unterrichtet von den verschiedenen Meinungen, die die Alterthumsjubelirer von der Figur einer Medaille hegen, auf der sich, wie einige meinen, ein Römischer Bürgermeister zeiget, den andere für einen Klopffechter, iene gar für einen Sclaven halten. Hierbey wird man aber von keinem Nutzen hören, den man aus diesen Meinungen etwa ziehen könnte, wenn sie auch gleich ihre Richtigkeit hätten. Endlich verstehet er sich auch auf die Denkmünzen. Er nennt die ächten und falschen auf ein Haar. Man schüttet eine Partie auf den Tisch: Diese, sagt er gleich, ist zu Augustus Zeiten, die andere unter dem Nero geprägt ꝛc. Darauf hat er aber niemals gedacht, wie er etwa durch dieses Mittel einer Schwürigkeit in der Geschichte abhelfen, oder einen Fehler in der Zeitrechnung ausbessern möchte. Nur glückseelig, ja überglückseelig würde er in der Welt noch seyn, wenn er noch den vergnügten Zufall erleben sollte, die Reihe der Kayser zu ergänzen, daß

er die einzige ihm abgängige Münze antreffen möchte. Alle die Stunden hält er für übel angewendet oder verlohren, die man zur Erkenntniß der gegenseitigen Pflichten vernünftiger Wesen anwendet, und ihnen Grundsätze zur Vernunft und zu dem wahren Nutzen der verständigen Creatur anweiset. Das ist für ihn nur alles ein Gewäsche. Weit lieber sucht er aufs genaueste zu wissen, wie die Hosen der Griechen und die Wämser der Römer zugeschnitten; wie die Kinderklappern dieses Volks gestalt gewesen; wie die Römischen Ammen die Kinder gewieget haben; ob die Iliade ein Mischmasch verschiedener Lieder, oder ein ausgeführtes Gedicht sey, und ob Diabolus, der Teufel, von dia zwey und bolus der Bissen, weil er die Menschen auf zween Bissen verschlinge, hergeleitet werde.

Es giebt **Gelehrte von Geburt**, und die sind recht **von Ohngefähr**. Manche ehrbare Handwerksfrau hat das Pfand der Ehe, das sie noch unter ihrem Herzen trug, noch vor der Ankunft zu einem künftigen Prediger des Städtchens bestimmt. Alle Nächte träumt ihnen von den erbaulichen Predigten, die das liebe Söhnchen einstens halten würde, und über den Wunsch: doch nur so lange zu leben, bis sie diese Freude einige Jahre lang genossen hätten, vergessen sie die Wünsche für

eine

eine glückliche Entbindung, gute Gabe und Erziehung des Kindes. Die Geburtsstunde nähert sich. Alles wird leicht bey der süssen Hofnung, womit man sich schmeichelt. Der harrende Vater steht von ferne, und will die erste rednerische Mine des Gesichtes seines künftig geehrten Sohnes bewundern. Einem Schatzgraber kan der Zeitpunct, seinen Schatz zu heben, nicht so verzögert vorkommen, als dieser Vater voll Neugierde wartet. Je länger ihm die Stunden vorkommen, desto länger, denkt er, werden einst seine Predigten werden. Itzt, itzt nähert sich die Erfüllung seines Verlangens! Geschwinde herbey! Ach! es ist ein Mädchen!

Worauf gründeten sich alle Vorstellungen? Auf nichts anders, als auf **ein Ohngefähr**, auf das sich alle eitle Absichten in unreifer Erwehlung einer gewissen gelehrten Profeßion gründen. Der Kützel der Affecten verleitet viele Eltern zu thörichten Entschliessungen, und der Staat würde weniger mit Dummköpfen geplagt werden, wenn Eltern und Lehrer in Schulen weniger nachläßig wären.

Der Junge kritzelt alles Papier, Bücherdecken, Tische, Wände und Bänke voll. - - Er wird ein gelehrter Bücherschreiber werden. Er zankt mit Vater und Mutter, beißt sich mit

mit seinen Geschwistern - - Ahndungen eines wichtigen Advocatens. Er hängt eine Schürze von der Magd um sich her, statt eines Mantels, tritt vor einen Stuhl, oder, wenn die Butte leer ist, tritt er in die Butte und plaudert scheckisch Zeug. - - Sichere Hoffnung zu einem geistlichen Redner, oder allenfals zu einem Marktschreyer. Er trägt alle Hölzerchen zusammen, legt sie geschickt übereinander, baut von Karten artige Häuserchen, schnitzelt den ganzen Tag - - Ein anderer Archimedes. Lauter **Gelehrte von Ohngefähr.** Gelehrte schon durch die Geburt, ohne einige Bildung ihres Verstandes, ohne Prüfung ihres Genie.

Die

Die Vierte Abhandlung.

Schriftsteller von Ohngefähr.

Der scharfsinnige Verfasser der Persianischen Briefe hätte auch die **Teutschen** mit nennen sollen, wenn er schreibt: „Die meisten **Franzosen** sind mit der Raserey behaftet, daß sie viel Verstand zu haben vermeinen, und viele von denen, so damit angesteckt sind, fallen noch in eine andere Art, daß sie **Bücher schreiben.**

Doch es dünkt mich, daß dieses gar nicht klug ausgesonnen sey. Die Natur hat, allem Ansehen nach, weislich geordnet, daß die Narrheiten der Menschen federleicht seyn und durch den gelindesten Wind verwehet werden sollen; gleichwol aber werden sie durch die Bücher schwer und unverwerflich gemacht. Ein Narr könnte ja wol zufrieden seyn, daß er dieienigen in den äussersten Verdruß gebracht hätte, die das

Unglück

Unglück gehabt haben, mit ihm zugleich auf der Welt zu leben. Was sicht ihn doch an, daß er auch noch die nachkommenden Geschlechter zu martern gedenket? Er verlangt, daß seine Narrheit über die Vergessenheit triumphiren soll, in welcher er doch einer süssen Ruhe, wie im Grabe, geniessen könnte. Er bemühet sich, die Nachkommen sorgfältig zu unterrichten, daß er gelebet habe, und daß ihnen ja nicht unbekannt bleiben möge, daß er ein Narr gewesen wäre.

Unter allen Schriftstellern aber kommen mir dieienigen am allerverächtlichsten vor, welche in allen Orten und Enden anderer Werke herum suchen, und ganze Flecke abzerren, die sie in die ihrigen oftmals mit groben Zwirn einflicken, oder, wie die schlimmen Nachbarn, die besten Stücke Rasen von anderer ihrem Anger ausstechen, und die Zwiebel- und Gurkenbeete ihres armseeligen Gartens damit zieren und einfassen. Sie stehen mit den Buchdruckergesellen in einem Range, die die Buchstaben zusammensetzen und ein ganzes Buch daraus machen, dazu sie weiter nichts gethan, als ihre Hände hergeliehen haben.

Ich wollte, daß man die Originalbücher mit mehrerer Ehrerbietung ansähe, weil mirs als eine Entheiligung derselben vorkommt, wenn man ganze Stücke aus diesen Heiligthümern

mern raubet, und sie an solche verächtliche Pranger stellet, welches sie doch nicht verdienet haben.

Wenn ein solcher **Papierbesudeler** nichts neues hervorbringen will, warum schweigt er nicht lieber still? Wer hat ihn denn zu dieser Manscherey berufen?

Es ist angenehm, ein Schriftsteller zu seyn, und der Welt etwas zu lesen zu geben. Es scheint auch nicht schwer zu seyn, sich entweder durch den Inhalt seiner Schrift, oder durch die Art des Vortrags von vielen andern Autoren zu unterscheiden. Wie der Buchbinder einerley Werken verschiedene Bände geben kan: eben so kan auch ein Schriftsteller seinen Gedanken eine mannichfaltige Einkleidung schenken und die bekannteste Sache mit feinen Wendungen so abhandeln, daß das Vergnügen vieler Leser befördert wird. Nur nicht vom Witze allein darf die Feder geführt werden. Sonst würde man von der Drechselbank anfangen und am Amboß stehen bleiben.

-- -- Amphora coepit
Institui, currente rota, cur vrceus exit?

Doch, ich will nur die **Schriftsteller von Ohngefähr** kenntbar machen.

- - in vſum ſtudioſae iuuentutis, multis inter ſe comparatis editionibus, textum emendauit, variorum, partim integras, partim excerptas notas, et in his hactenus ineditas *VIRI* -- -- digeſſit, ſuas addidit, toti operi nouam praefationem et prolegomena locupletata praemiſit et ex rogatu Dn. editoris adceſſerunt notae ſub peculiari aſceriſci ſigno ſeorſim comparentes, opera ac ſtudio. - - Soll denn der auch ein **Schriftſteller von Ohngefähr** heiſſen, welcher ſeinem Werke einen ſo viel verſprechenden Titel vorſetzt?

Quid dignum tanto feret hic promiſſor
hiatu?

möchte ich beynahe ſagen. Man muß ein guter Phyſionomiſt ſeyn, wenn man ſich durch ſolche Titel der Bücher nicht will hintergehen laſſen. Und iſt es denn eine untrügliche Kunſt, aus bloſſen Zügen und Falten des Geſichtes von dem eigentlichen ganzen Character des Menſchen zu urtheilen? Die Phyſionomie über die Titel vieler Bücher wird eben ſo ungewiß bleiben. Nur durch einen genauen Umgang mit dem Manne lernt man ihn näher kennen. Das Durchleſen, nicht ein flüchtiges Ueberblättern, noch weniger der Titel, entdeckt den wahren Werth des Verfaſſers.

Es iſt der gewöhnlichſte Kunſtgriff aller **Schriftſteller von Ohngefähr**, ihrer Schrift

Schrift einen Titel zu geben, der Käufer herbeylockt und Leser betrügt.

De sua ad lectorum concludit ignorantiam.

Dann ist der Titel die Schminke, die ein verächtliches Gesicht überfürnissen soll. Die scheinbare Schöne verführt in dieser angenommenen Gestalt nur so lange, als man sich nicht Mühe giebt, das Häßliche zu ihrer Demüthigung zu entdecken.

Es ist dies keine neue Erfindung; durch den Titel **von Ohngefähr** zu betrügen. Schon die alten Griechen suchten in solchen Pralereyen eine Sättigung ihres Stolzes, und **Plinius** nennt die Titel ihrer Bücher so verführerisch, daß man auch den triftigsten Gerichtstermin über einem Buche versäumen möchte, das viel verspricht und nur nichtswürdige Sachen enthält: Inscriptiones, sagt er, propter quas vadimonium deseri possit; at quum intraueris, dii deaeque, quam nihil inueneris! Die Römer dachten edler, und versprachen in Titeln nicht mehr, als sie wirklich in dem Buche ausgeführt hatten. Aber die heutigen memoires, Einleitungen, vollständige Sammlungen, überzeugende Beweise rc. lauter Titel zur Bewunderung.

Ein Mann, welcher sich einmal den Beyfall aller Vernünftigen erworben, hat den

Mißbrauch seines Namens schon bey seinen Lebzeiten, hauptsächlich aber nach seinem Tode, zu gewarten. Da beeifert sich das Insect der **Schriftsteller von Ohngefähr** um die Wette, auch groß durch ihn zu werden. Die Begierde, die Welt mit Schriften zu unterhalten, auch wenn man unfähig ist, mit eigenen Kräften zu schreiben; diese Begierde kan durch nachstehende **oft bewährte Mittel** glücklich gesättiget werden. Ich habe folgende Vorschläge zum Besten meines Freundes in * entworfen, der seit einiger Zeit ein heftiges Zucken in den drey Fingern der rechten Hand spürt, und so fleißig zusammenschreibt, daß ich fürchte, er werde, wie **Johann Möller**, zu Flensburg, der bey seinem fleißigen Zusammenschreiben am Gelenke der rechten Hand durch das beständige Reiben auf dem Schreibtisch eine Härte bekam, daß ihm auch die beyden letzten Finger steif wurden, bey seiner Schreibsucht endlich noch unglücklich werden. Befolgen Sie, schrieb ich Ihm, theuerster Freund, meine wohlmeinende Vorschrift. Titel, Vignette, Kupfer und Dedication wird sich auch geben, wenn nur erst das Buch fertig ist.

Erstes Mittel,

ein Schriftsteller von Ohngefähr zu werden.

Sammlen Sie nicht alles, was ihnen vorkommt; sondern sammlen Sie nur das, was schon berühmten Männern aus der Feder geflossen seyn soll.

Dies ist der erste grosse Schritt, sich **von Ohngefähr als einen Schriftsteller** zu verewigen. Hierbey haben Sie gar keine Mühe. **Vier** Ihrer **Sinne** können Sie dabey entbehren, wenn Sie nur den einzigen, das Gesicht, etwas dabey brauchen wollen. Nehmen Sie z. E. die längst vergriffenen Belustigungen des Verstandes und Witzes, oder die Bremischen Beyträge, oder andere artigen Sammlungen, die sich Ihre Freunde hie und dorten gesammlet haben. Kein Gehör, keinen Geruch, keinen Geschmack, kein Gefühl haben Sie weiter nöthig; nur auf die Namen der Verfasser müssen Sie genau sehen, iene einzelne Stücke berühmter Männer richtig abschreiben und damit zur Zierde der Messe hervorwischen. An Verlegern fehlt es bey solcher gänger Waare nicht. Aber daran dürfen Sie sich nicht stossen, wenn da oder dort ein nasenweisser Journalist, der selbst keinen Verleger ins Unglück bringen kan, voll

Neid, Eifersucht und Galle auf Ihr Unternehmen schimpft und es eine unnütze Sorgfalt zu nennen beliebt. Genug, es werden solche einzelne Stücke vor dem Untergange gerettet, die Unterscheidung und Wahl mag seyn, wie sie will. Und wenn es auch nur ein abgerissenes Stückchen Papier mit drey oder vier Worten von der Hand eines wichtigen Autors wäre. Das Fehlende ausgefüllt, oder, noch leichter, Fragmente geliefert. Sind doch Ennius Schriften ganz unvollständig und auch gesammlet worden.

Zweytes Mittel,

zur Autorschaft von Ohngefähr.

Die Achtung vor einen noch lebenden Schriftsteller darf nicht hindern, seine Geheimnisse zu plündern, und ein Verräther seiner kindischen und unreifen Einfälle zu werden. Warum hat er nicht selbst das Publicum mit seinen **Jugendfrüchtren** laben und erquicken wollen. Ein Mann, der einmal berühmt ist, erhält allemal Beyfall, wenn er auch nur ein Schulexercitium unter seinem Namen bekannt machen würde. Freylich müßte es besser seyn, als der nächstens rasende Verfasser der Kreuzzüge des Philologen Beyspiele gegeben hat.

Der Ruhm soll dadurch nicht geschwächt, er soll grösser gemacht werden, ie mehrere Schriften man von iemanden aufweisen kan. Solche Schritte kühner Sammler haben schon mehrmals dem Autor den Weg zur eigenen Ausgabe seiner Werke gebahnt. Hätte wol **Hagedorn** seine fünf Bücher der Oden und Lieder in der Vollkommenheit herausgegeben, wenn ihn das Fehlerhafte seiner Jugendfrüchte nicht zur Ausbesserung seiner Gedichte aufgefordert hätte? Und **Gellert** würde die Sammlung seiner vermischten Schriften nicht gemeinnützig gemacht haben, wenn nicht eine angebliche Dame zu Schinznach den Namen dieses unsterblichen Verfassers noch mehr zu verherrlichen gesucht und ihm zween Theile besonderer Sammlungen und Erzählungen vor Augen gelegt hätte, die ihm ohngeputzt nicht gefallen wollten.

Es nur beherzt gewagt und sodann den Autor in einer abbittenden Zueignungsschrift nach Würden erhoben. Suchen Sie, Theuerste, in solcher Dedication ihm und der Welt das Vorurtheil zu benehmen, ein Schriftsteller, besonders ein Dichter, wäre nicht immer aufgelegt, schön zu schreiben. Nicht wahr, Herr Vetter, alles, was ein grosser Prinz thut, ist fürstlich, sollte es auch eine schlechte Klapperjagd seyn? Also, alle Zeilen, die ein

grosser

grosser Dichter nur schreibt, sind des Druckes werth.

Dies mag das adäquateste Gleichniß gegen sämtliche Ausflüchte der Dichter und aller langsamen Schriftsteller seyn. Ohne Grund sagen sie: Es ist nicht eine Stunde, wie die andere; In einer guten Viertelstunde kan man mehr schönes verfassen, als sonst in etlichen unschicklichen Wochen; Auf ein Gedicht in fremden Namen wird die Mühe nicht, wie auf eigene Arbeiten, gewendet. Glauben Sie mir, mein Herr, dies sind Grillen des Eigensinns. Wer nicht selbst denken kan, oder zu blöd ist, in kenntlicher Gestalt unter die Leute zu gehen, der sammle, der raffe zusammen, was er nur finden kan. Durch solche Bemühungen ist schon mancher unschuldig verlassener Bogen von seinem nahen Untergange noch gerettet worden.

Drittes Mittel,

für solche Schriftsteller von Ohngefähr.

Ist der Verfasser schöner Schriften bereits in die Ewigkeit gegangen, und man versteht sich recht auf die Kunstgriffe, dessen hinterbliebene ungedruckte Sächelchen in die Hände zu bekommen: so ist die Bekanntmachung solcher Handschriften ein sicherer Weg zur Autorschaft.

torschaft. Das Publicum darf eben nicht wissen, ob aus ihrem eigenen, oder aus fremden Gehirn solche Merkmaale einer besondern Weisheit geflossen sind. Jener junger Mediciner erbte ein ganzes Faß mit alten bewährten Recepten von seinem Vater. War er deswegen schuldig, iedem Kranken zu sagen, woher ihm die Hülfe oder der Tod käme? Genug, daß er an diesem Fasse einen Götzen in seinem Hause hatte, vor dem er niederfiel, andächtig bethete, und auf Erfordern in selbiges, wie in einen Glückstopf oder Spruchkästchen griff. Die Krankheit mochte seyn, von welcher Gattung sie wollte; das erste Recept, das ihm in die Hände kam, hielt er allemal für das beste Mittel gegen die Krankheit. Für das übrige mußte der Himmel und die gute Natur des Patienten sorgen,

Non enim plus sapientiae habebat, quam lapis.

Folgen Sie, angehender Autor, dem **Ohngefähr**, wie dieser neue Aesculap. Entreissen Sie den Motten, was Ihr Vater, Ihr Vetter, oder ein anderer Mann flüchtig entworfen und kaum in etlichen Stellen ausgeführt hatte. Unbekümmert, ob iener von Geschäften verhindert, oder mit Vorbedacht nicht geneigt gewesen, den Entwurf auszu-

führen, achten Sie doch wenigstens das Concept des Druckes würdig. Vielleicht sind Sie auch durch Ihre gütige Sorgfalt vermögend, dem errungenen Ruhm des Verfassers ein unauslöschliches Schandfleck anzuhängen.

Es wird auch nicht undienlich seyn, wenn Sie in dem **Vorbericht** den **ohngefähren** Zufall bekannt machen wollen, wodurch Ihnen die Handschrift zugekommen ist. Je unerwarteteter und unwahrscheinlicher diese Erzählung ist: desto wunderbarer. z. E. Sie hätten keinen Fus aus Teutschland gesetzt und wollten doch auf eine anständige Art mit gelehrten Reisen pralen. Erwünschte Gelegenheit, dies in einem Vorberichte vor einem Buche zu thun. Sagen Sie: „Bey den Zurüstungen zu den diesjährigen Carnevallslustbarkeiten handelte ein Perukenmacher etliche Stösse Maculatur. Er hatte bereits die Scheere an die merkwürdige Handschrift dieses Venetianers gelegt, Papilloten für die Haare eines Teutschen zuzuschneiden, der auf dem Markusplatze seine Rolle, troz dem Franzmanne, spielen wollte. Dieser edle Teutsche war neugierig; er überlas die Ueberbleibsel dieses Alterthums, und er erhielt für ein geringes Geld diese Seltenheit, die ich hiermit zerstümmelt liefere. Der Anfang, das Ende und viele Blätter waren von dem Moder gefressen oder dem Vulcan geopfert worden.

Vier-

Viertes Mittel,
zur Erlangung der Autorschaft.

Die Vorlesungen der Herren Professoren auf Universitäten werden selten von den akademischen Lehrern selbst in Druck gegeben, um alle halbe Jahre den nemlichen Vortrag wieder thun zu können. Man wende etliche Thaler darauf, sich einen flüchtig nachgeschriebenen Discours anzuschaffen, und erdichte die Mühe, wie sehr man es sich angelegen seyn lassen, in Gegeneinanderhaltung der Nachschriften das Werk vollständig zu liefern. Genug, Sie liefern ein grosses Werk, wenn auch der Nutzen klein seyn sollte. Was der Feder des Nachschreibers entgangen ist, darum bekümmern Sie sich nicht. Das Werk wird doch noch stark genug. Die Verbindung der Sätze überlassen Sie dem Corrector und dem zu Ende gewöhnlichen Verzeichnisse der Druckfehler.

„Wir, die wir den seel. Mann selbst gehört und noch vieles in frischem Andenken „haben.„ - - Dies giebt einen trefflichen Anfang zur Vorrede, und die nachdrückliche Wiederhohlung **Wir, wir,** wird ieglichen zurück halten, daß er Sie vor keinen **Schriftsteller von Ohngefähr** hält, wenn Sie auch die Vorzüge eines Mannes dergestalt er-

niedriget hätten, daß sich der Autor ihrer Verstümmelungen halber allemal schämen müßte.

Ich will Ihnen noch ein Stückchen zur Vorrede liefern. Sagen Sie: „Seine ehe„maligen Zuhörer werden, wenn sie ihre Nach„schriften mit diesem Abdrucke vergleichen, „mir am besten bezeugen können, daß der „liebe Mann das Collegium kein einzigesmal „so ausführlich vorgetragen habe, als ich es „gegenwärtig liefere. Es wird also auch de„nen, welche Handschriften hiervon besitzen, „dieser Abdruck nicht unangenehm seyn, und „ich schmeichle mich mit dieser Arbeit einen all„gemeinen Beyfall zu erhalten. „

Bey solchen Bemühungen haben nur Ihre Hände etwas zu thun, und Sie haben an einigen Herausgebern der **Rambachischen**, **Mosheimischen** und andern dergleichen Schriften grosse Vorgänger. Ließ doch ein vielwissender **Breitinger** des **Johann Ernst Grabens** griechische Bibel, die zu England an das Licht getreten, mit desselben Prolegomenis wieder abdrucken und seinen Namen darauf setzen. Dann hieß das Werk Breitingeri biblia graeca.

Fünftes Mittel,
zu gleichem guten Gebrauch.

Ein Schriftsteller arbeitet nicht blos für die Weltbürger, die mit ihm zu gleicher Zeit leben; er arbeitet auch für die Zukunft, für die Unsterblichkeit, für die Ewigkeit. Sie, mein Lieber, werden anfangs wohl thun, wenn Sie sich nicht in iene Entfernungen des Lobes einer späten Nachwelt vertiefen wollen. An der diesmaligen Welt angefangen, und ihr mit glatten Worten in der Vorrede gesagt, was vor ein angenehmes Geschenk sie aus Ihren Händen durch gegenwärtige Schrift erhielte, und wie sehnlich sie schon lange nach der Mittheilung eines solchen Schatzes geseufzet habe. Ahmen Sie in dieser Empfehlungsrede an die Leser die Tour eines verdienstvollen Schriftstellers nach. z. E. „Liebhaber „neuer Moden haben es längst gewünschet, daß „man auch in unserer teutschen Muttersprache „solche Abbildungen der Hüte, Kleider und „Schue nach der façon machen und ans Licht „stellen möchte, als im Französischen der Ver„fasser des Kopfzeugermagazins geliefert hat. „Man hat mir dergleichen Arbeit sehr oft zu„gemuthet und die scheinbarsten Gründe an„gewandt, mich dazu zu bereden. Ob ich nun „gleich die Nutzbarkeit solcher Schriften voll„kommen einsehe; so habe ich doch die Jahre

„her immer andre nöthigere Beschäftigungen „unter Händen, die mirs nicht erlaubten, „dasienige zu sammlen, was ich davon bey „verschiedenen Bällen und andern Gelegenhei„ten angemerkt habe.„ So frey unsere Entschliessungen auch sind: so viel kömmt doch bey ihrer Ausführung allemal auf Zeit und Umstände an. Diese verhindern oder befördern ein Vorhaben oft ohnversehens, und bisweilen treiben auch ganz widrige Ursachen uns das zu leisten, was dieselben eigentlich nicht zum Zweck hatten. So ist mirs mit diesem Vorhaben gegangen. Der Schneidermeister Caspar gab eine Klage über den Verfall der Reifröcke in den Druck, und die Spitzenfabricanten in Brabant wünschten, daß ich doch auch ähnliche Klagen über den diesmals seltener gewordenen Abgang ihrer Kostbarkeiten anstimmen möchte. Der Herr Verleger, dem solche Wünsche häufig bekannt wurden, machte mir solches bekannt, mit dem Ansinnen, ihnen die Erfüllung zu geben, und erboth sich, den Verlag zu übernehmen. Er that solches mit einer höflichen Art, die heutiges Tages rar ist, und ließ mir die völlige Freyheit, dem Werke die Gestalt zu geben, die ich für die beste halten würde. Ja, auch in Ansehung der Zeit war ers zufrieden, daß ich erst einige Arbeiten vollenden möchte, die ich unter Händen hatte.„

Durch

Durch solche umständliche Empfehlungen muß das Publicum gewonnen werden. Oder, tragen Sie Bedenken, eine solche hochklingende Sprache zu reden, und möchten doch gerne die Zunft der **Schriftsteller von Ohngefähr** vermehren: so sagen Sie in einer andern gewöhnlichen Einleitung: „Ich setzte diese Gedanken anfänglich zu meinem eigenen Gebrauch auf, als ich aber hernach überlegte, daß sie vielleicht gedruckt mehreren Nutzen schaffen könnten: so brachte ich sie in besondere Abtheilungen, und übergebe sie hiermit dem Publico in der gewissen Hoffnung, daß ich damit einigen Nutzen schaffen werde.„

Scheint dieser Eingang gar zu gemein zu seyn: so mischen Sie einigen Trotz in das Compliment an die Leser. Voll Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit können Sie ohnmasgeblich schreiben: „Männer von tiefen Einsichten ermuntern uns, diejenigen zu beschämen, welche vorherzusehen sich unbedachtsam rühmeten, daß unsere Arbeiten in unausgefüllten Knospen ersterben würden. Wir wissen nicht, ob diese nur in einem neidischen Wunsche, oder in der vertrauten Bekanntschaft mit der Zukunft eine nächtliche Erscheinung von unserm frühen Untergange gefunden haben. Wir glauben noch immer, unsere Nebenstunden nicht besser anwenden zu können, als zu Fortsetzung unserer Arbeiten von dieser Art.„

Sechstes Mittel,

ein Schriftsteller von Ohngefähr zu werden.

Es ist ein oft benutzter Kunstgriff solcher Autoren, wie ich Sie zu bilden mir angelegen seyn lasse, daß sie dem Nöthigen ihrer Freunde, oder auch wol einem bewilligten Diebstal es beymessen, warum sie sich mit ihren Aufsätzen hervorgewagt haben. So bald erst eine Abschrift von unsern Arbeiten unter Freunden herumgegeben wird: so bald ist es nöthig, selbst die Herausgabe zu besorgen, ehe es von einem andern etwa geschehen möchte, der durch das vielfache Abschreiben des Originals kein richtiges Exemplar in die Hände bekommen hat. Wollen Sie sich, mein Herr, dieses Mittels etwa bedienen: so fängt ihre Vorrede folgendermassen an:

„Geneigter Leser,

„Die Ausgabe dieser vermischten Gedan„ken geschiehet einzig und allein auf anhalten„des Verlangen einiger guten Freunde, wel„chen sie zur Durchlesung schriftlich mitgetheilt „worden.„

Ende des Ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rasche, Johann Christoph, 1733-1805

Etwas von Ohngefähr

Bd.: 1

Frankfurt [u.a.] (1769)

N.libr. 91-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10601258-2
VD18 80061826-001